

# Illustrierte Frauen-Zeitung

Hest 6.

Jährlich 24 Doppel-Nummern im Heft. Bei Voraußbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M.

→ Berlin, 11. März 1894. ←

Große Ausgabe mit allen Kupfern. Bei Voraußbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4½ M.

XXI. Jahrg.

Nachdruck verboten.

## Ein moderner Midas.

Von Marie von Olfers.

(2. Fortsetzung.)

4.

**S**o n dieser Nacht nahm sich Maria vor, noch einmal mit Gabriel zu reden, ehe sie sich für immer banden. Die Ehe ihrer Eltern stand ihr wie ein Schrein vor. Sie würde das nie ertragen: fremd, sich abstoßend und doch aneinander gefetet wie Galeeren-Slaven.

Welch ein Mangel im Hause, trotz allem Reichtum!

Bei ihr wollte Gabriel lieben lernen? Ob man das lehren kann? Lehren, eines im andern leben? Nein, lehren könne man das nicht. Das lese der liebe Gott einem in das Herz. Beifragenswerth, wem es veragt bliebe; man solle mehr darum bitten als um alle anderen Güter, denn es gäbe keine größere Armut als Herzensarmuth. Gabriel wisse nicht, daß er ein reiches Gemüth habe; aber nicht für sie sei dieser Schatz, sie könne daneben verkommen, arm und elend, doppelt elend.

Als sie wieder am Brünnen saßen, hub sie an: „Gabriel, ich bin sehr jung und dumm. Dir gegenüber, aber mein Herz scheint mir oft älter. Du liebst mich nicht!“

Er wollte auffahren. Sie legte ihm ihre fühlre, weiße Hand auf die Schulter, wie sie früher oft gethan, sah ihm tief in die Augen und fuhr leise fort: „Du liebst Lisa!“

„Kommst Du auch mit dem Spül?“ rief er bitter. „Drängt sie sich zwischen Dich und mich! Weißt Du ihn nicht zu bannen? Ich hasse sie, jagt' ich nicht so? Und liebe Dich, Maria!“

Sie sah ihn treuerzig an. „Ich hülfe Dir so gern, nicht durch Hass, durch meine Liebe. Was hülfe es Dir aber, wenn ich die alte zerstörte und eine neue entzünden könnte? .. Und dann .. wenn Lisa doch einmal wiederfände?“

„Wenn sie wiederfände, würde auch sie mich hassen. „Du hast es nicht besser verdient, Egoist, der Du bist.“ würde sie sagen, „bleibe einsam, Du hast es nicht anders gewollt.““

Er stand auf. „Einsam! Keiner, dem Du etwas sein kannst; keiner, der etwas von Dir empfangen will; keiner, der mit Dir durch diese öde Welt geht.“ — Ich hoffte, Du solltest mein Schutzenengel sein, Maria; ich bin kein Frömmiger, aber ich glaubte an Dich.“

„O, wenn ich das sein dürfte!“ rief sie, die Hände faltend, „läß uns nicht so von einander scheiden! Läß es mich versuchen!“

Als sie sich am Abend trennten, hatten sie ihr Verlöbniß fest besiegt;



Träumereien am Herde.

Nach dem Bilde von Otto Kitzberg. — Siehe Seite 48.  
Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl, A. G., München.

dennoch fand er keine Ruhe. Er schlich um die Villa, das Mondlicht funkelte prächtig in den großen Spiegelscheiben, auf den Büschen, auf den Blüthen. So schön es war, ihn dünkte, als sei es nicht mehr so hell und herrlich wie damals, als es in den dunkeln Wassern aufblitzte, wenn er mit Lisa davorstand und über ihr zartes Gesicht ein liebevolles Lächeln glitt.

Heimat! Es war ihm doch eine Heimat gewesen, obgleich er Maria gesagt, nach solch einem trostlosen Orte könne man kein Heimweh haben.

Einmal noch mit Lisa, er ein junger Bursche, dort stehen! Einmal noch ihr sagen können, wie sie ihm fehle.

Sie erscheint vor seinem Geiste mit den Blumen für der Mutter Sarg, sie tauchten vor ihm auf, aus den dunkeln Tiefen; sein Todtentanz scheint es ihm heute, der Todtentanz seiner Liebe.

Auch Maria schlief nicht; sie steht am Fenster, sie sieht ihn, gleich einem irrenden Schatten.

„Ich kann ihm nicht helfen,“ flüstert sie, „mit all meiner Liebe nicht, denn sein Herz gehört Lisa.“

### 5.

Als Gabriel am nächsten Morgen verwohnt und müde an seinem Schreibtisch saß, wurde ihm der kleine Ezechiel gemeldet. Mit vielen Rücklingen trat der alte Mann ein.

„Es ist ein Zettel gefunden worden, in einem alten Schrank auf dem Boden, er war für die Frau Bädermeisterin.“

Gabriel ließ ihn nicht vollenden. „Von Lisa?“ fuhr er auf.

„Nun ja, ein Briefchen von Fräulein Lisa; aber es ist schon alt, viele Jahre hat's da verstreut gelegen; es ging damals drüber und drunter her.“

Gabriel hatte schon den vergilbten Zettel an sich gerissen und entfaltet. Seine Miene verfinsterte sich. Er war vor etwa acht Jahren geschrieben.

„Geben Sie ihn mir zurück,“ bat das zitternde Männchen, „wie würde es mir gehen, wenn die Frau Bäderin wüßte, daß das Blatt in Ihren Händen ist! Sie ließ es ihrem Sohn, und manche Thräne ist darauf geflossen; sie hütet es wie einen Schatz, aber helfen kann es ihr doch nicht. Das können Sie am besten, gnädiger Herr; Fräulein Lisa gehörte doch zu Ihnen, — ja Ihnen gehörte sie!“

Es standen nur wenige Worte auf dem Blatte, von einer Fabrik am Rhein datirt. Liebvolle, freundliche Worte, eine Klage, nicht beispringen zu können.

Gabriel sah auf die bekannten zierlichen Schriftzüge, sie verschwammen vor seinen Augen; heiß schoss ihm das Blut zum Herzen. Er wußte jetzt, Maria hatte Recht: er liebte Lisa noch, oder vielmehr, er liebte sie erst jetzt tiefs und wahr, als hätten die Keime, die sie damals eingesenkt, mit tausend Fasern seine Seele umflammert und blühten nun alle wie Blumen in der Sonne.

Der Zettel konnte ein verlockendes Irrlicht sein, aber es war doch ein kleines Licht. Er hatte keinen anderen Gedanken als hin, — hin zu ihr!

Rachdem der alte Mann ihn verlassen, nahm Gabriel Feder und Papier. Er schrieb: „Liebe, herzenskundige Freundin, Sie wissen mehr von mir als ich selbst. Ich bin Ihrer Liebe nicht wert, ich hatte nichts darüber zu geben. Arm, ein Elender, der die Hand nach einem Reichtum ausstreckt, der ihm nicht zukommt, stehe ich vor Ihnen. Können Sie mir vergeben?“

Ich liebe Lisa! Wie ein Blitz durchfuhr mich die Erkenntniß, als ich eine schwache Spur von ihr fand, einen Zettel, den sie vor acht Jahren schrieb; mag sie gefunden werden oder nicht. Vielleicht befindet sie sich noch in Roth; ich gehöre ihr; nie, nie durfte ich einer anderen dies Herz versprechen. Es hiess, ich hätte seines, es war auch wie tot, nun aber fühle ich es aufzuleben, in Schmerz, in Hoffnung, so wild, so leidenschaftlich, daß ich es nur noch bei Lisa beruhigen kann. Haben Sie Mitleid mit mir, Maria! Soll ich darüber alles verlieren? Mich dürtet nach Mitgeföhlt, nach unserer alten Freundschaft! Sie haben Recht, man ist sehr arm, wenn man nur reich an Geld und Macht ist.“

Gleich darauf bekam er Antwort.

„Ja, lieber Freund, laß uns die alte Freundschaft wieder aufnehmen, mir war so wohl dabei. Ich kann nicht, Sie sagen, ich kann nie aufhören, Dich lieb zu haben; anders freilich als Du es bisher wolltest, wer weiß, ob nicht besser.“

Als Lisas Gestalt vor mir auftauchte, wußte ich gleich, was ich zu thun hatte; möge Lisa Dir beschert sein! Ich gehöre nicht in die Welt, ich stand ihr immer fern, man nannte mich schon früh eine kleine Nonne.

Andere glücklich und gesund zu machen, Welch ein schönes Schicksal! Der liebe Gott hatte mich wohl immer dafür bestimmt; denke an mich, als an eine barmherzige Schwester, als an Deine Schwester, die treulich mit Dir leidet und Dein Glück für Dich ersieht.“ — —

Er küßte das Blatt, wie man etwas Heiliges küßt.

### 7.

Am nächsten Morgen stand er auf dem Bahnhof.

Es regnete in Strömen; als er durch die graue Landschaft fuhr, schien sie seinem Schicksal zu gleichen. Würde die Sonne hervorbrechen, nach deren Wärme, deren Licht er sich jetzt sehnte wie eine im Dunkel verfummerte Pflanze?

Vor den Fenstern huschten tausend kleine Amwesen vorüber, bei jedem dachte er, ob sie hier wohnt oder dort? Im tiefsten Elend hätte er sie finden mögen, um sie desto höher zu heben. Er hatte ihr nie etwas geben können, und nun . . ! Immer höher baute er seine Lustschlösser.

Jetzt war er vor dem Fabrikstädtchen, das der Zettel nannte. Schlot reichte sich an Schlot, einen Wald von Thürmen bildend. Überall Werkstätten, überall Arbeit, tausenderlei Unternehmungen, alles in einer Hand, wie der Wirth, bei dem er abstieg, erklärte. „Herrn Wendelin gehört, was Sie mit dem Auge erreichen, und noch mehr! Dort liegt sein Schloß!“ Er zeigte auf ein herrliches Gebäude, das im Walde zu liegen schien. „Dort empfängt er nur Freunde, aber er kommt alle Morgen herein, wenn Sie ihn in Geschäften sprechen wollen.“

Es war Abend; stiller Friede lag auf Thal und Höhe. Die Welt ruhte, bis sie morgen wieder anheben mußte, das Danaiden-Faß zu füllen. Er ging die Straße entlang. Dunkle Rosenanlagen, von Sonnenstrahlen durchbrochen, umrahmten sie. Ein goldenes Gitter schloß den mächtigen Park ab; es war keines von den neidischen, die dem armen Wanderer nicht einmal den Blick auf all die Herrlichkeiten gönnen, damit sich wenigstens sein Auge daran labe.

Wie viel könnte man so mit einander genießen, wenn die Menschheit sich unter einander mehr gönnte!

Gewaltige Bäume ragten aufwärts, daneben kleinere und schwache, die auch nach oben strebten.

Wie schön war diese erhabene Natur, abseits vom Weltgeräusch, heilig gleich dem Tempel, aus dem die Wechsler vertrieben worden. Gabriel stand und konnte sich nicht satt sehen an dem feenhaften Gelände, durch welches das lezte Abendgold glitt.

Kinder in weißen Nöckchen tummelten sich wie Falter auf dem grünen Plan, waren sich mit Blumen; er hörte ihr Zauchzen, ihr Wonnegeschrei. Dann sammelte sich alles auf einer großen Veranda, Lichter glühen auf. Es war eine große, fröhliche Familie.

Dem Einsamen, der das sieht, wird doppelt einsam. Es beschlich ihn der Neid. Weshalb hatte er Lisa nicht damals fest an sich getetet? Sie hätte nicht losgelassen. Dumm war's, dumm und blind, er sah es nur zu deutlich.

Als er zum Abendessen kam, trat der Wirth wieder zu ihm, er fußt über vom Lobe des Herrn Wendelin, dem auch dies Gasthof-Anwesen gehörte. „Der ist nicht nur der Reiche, sondern auch der Bravste und Glücklichste der ganzen Umgegend,“ schloß er, „vier gesunde, fräftige Buben, ein Mädel wie ein Engelchen, eine Frau wie eine Heilige! Wir nennen sie stets die Mutter der Armen.“

Am nächsten Tage kam Herr Wendelin, ein schöner blonder Mann, nur um einige Jahre älter als Gabriel. Sie hätten Brüder sein können; beide zeigten denselben Fallengesicht, dieselbe fräßige Gestalt und frische Farbe, einzig im Ton der Haare war ein Unterschied.

„Du bist es!“ riefen sie fast zugleich, und ein Glanz lichter Freude ging über ihre Gesichter; kannten sie sich doch auf's innigste von dem gemeinschaftlichen Ringen jenseits des Oceans her, wonach sie seit vielen Jahren nichts mehr von einander gehört hatten.

„Aber Dein Name? Du trugst einen anderen damals, Wendelin!“

„Ich wollte den rechten erst wieder zu Ehren bringen, Gabriel; nun ist alles klar und rein, auf des Vaters Andenken hastet kein Fleef mehr. Gott sei Dank, daß Du auch durch bist! Der Himmel weiß, wie oft uns das Wasser bis an die Kehle ging. Schlecht, daß keiner dem andern sein Glück schrieb.“

„Mein Glück?“ wiederholte Gabriel, „noch suche ich es.“ Er wollte anheben, nach Lisa zu fragen. Der andere schnitt ihm das Wort ab. „Bei uns sollst Du es finden, zu unserer Familie sollst Du gehören; ich sah noch keinen, der unbefriedigt von uns ging.“

Eine Scheu hielt Gabriel zurück, weiter zu fragen; er schämte sich seiner elenden Kindheit, des Vaters Lieblich in der Schnapschänke. Wie sollte dieser Mann etwas davon wissen? Der kam aus einem anderen Stande. Die Leute, den Wirth würde er fragen.

Geschäftlich waren sie bald fertig. Gabriel ging mit Freuden auf große Unternehmungen ein. Sie saßen und sprachen von tausend Erlebnissen, von den Gefahren, die sie bestanden hatten, und freuten sich der Neuzeit mit ihren weltumwälzenden Plänen. Ihnen

mangelten weder Kraft, noch Muth, noch Mittel, um sich in den Strom zu stürzen und all die unberechenbaren Folgen gewaltiger Erfindungen zu tragen. Mit dem herrlichen Gefühl, sich in Freundschaft wieder gefunden zu haben, standen beide vom Tisch in den kleinen Birthsraube auf, um im Wagen Wendelin nach dem Schlosse zu fahren.

Es war wieder Abend geworden. Am Eingange des dunklen Laubweges empfingen sie die lustigen kleinen Burschen Wendelins, umjubelten den Wagen, hängten sich daran, kletterten hinauf.

Der Vater schien kein Spaßverderber zu sein. Er lachte ärger als die Knaben und reizte sie durch Beifall zu immer tolleren Sprüngen. Da war der Dick, der Tolle, der Tollpatsch und das Freßsäckchen.

„Schwesterchen wollte auch mitkommen,“ berichtete sie, „aber Mutter vertraut sie uns nicht an.“

Als sie ankamen, führte Wendelin Gabriel in ein schönes, weites Gemach; er entschuldigte seine Frau. „Sie hat gewiß mit der Kleinen zu thun, bei uns gehen die Kinder allem voran. Gleich wird die Mittagsglocken läuten, dann stell' ich Dich ihr vor; ich kann nicht sagen, wie ich mich darauf freue.“

Wundervoll dehnte sich der Park vor Gabrieles Fenster aus. Dicht darunter der schönste Rosengarten, aber nicht der Rosen-Duft berührte ihn so wunderbar. Zwischen ihnen stand ein Kräutchen, Basilicum hieß es. Basilicum hatte Lisa ihm damals gebracht.

Wild durchfuhr ihn ein Gedanke . . . aber das kann ja nicht sein! Die leide Schar der eindringenden Buben weckte ihn aus seinem Traume; sie entführten ihn im Triumph. Unten erwartete ihn Wendelin, der ihn lachend aus diesem wirren Knäuel löste.

„Die Burschen gleichen alle mir,“ sagte Wendelin, „aber mein Töchterchen ist klug genug, der Mutter nachzugehen.“

Da öffnete sich die Thür, und in einem Strom des Licht stand — Lisa, ihr Töchterchen auf dem Arm.

Dieselbe noch und doch wie anders.

„Lisa!“ Er schrie es fast.

„Ihr kennt euch?“ rief erstaunt Wendelin.

Die Bübchen stellten sich mit offenen Mündern darum her.

„Er ist mein Vetter! Mein Vetter Gabriel!“ rief sie, das Kind auf den Boden sehend, um ihm beide Hände zu reichen. „Gott sei Dank, daß ich Dich wiedersehe.“

Er konnte das „Gott sei Dank!“ nicht erwidern, er blieb ihm in der Kehle stecken, die trocken war, als sollte er ersticken.

Glücklicherweise brachen die Kinder in tollen Jubel aus, und Wendelin rief fröhlich: „Siehst Du! Du gehörst zur Familie, mein Herz sagte es mir gleich; und ich kenne ihn, wir können stolz auf ihn sein, Lisa.“

„Ich wußte, daß etwas Rechtes aus ihm werden würde,“ antwortete sie; „sonderbar, ich habe nie für ihn gesürchtet, — was er begann, gelang stets. Nun fehlt nichts mehr an meinem Glück.“

„Ich muß Dir wohl nicht sehr gefehlt haben,“ meinte Gabriel bitter, „sonst hättest Du mich nicht ganz ohne Nachricht gelassen?“

„Wie sollte ich wissen, wo Du warst!“

„Aber als ich heim kam, — alles verlöschte, — niemandem hastest Du ein Wort gesagt.“

„Keiner konnte mir helfen, sie waren auch in Not. Und ich? Ach, Gabriel, damals wußt' ich kaum selbst mehr etwas von mir. Sei froh, daß Du mir so nicht fandest, daß ich Dich nicht rief. Du hättest die Last nicht ertragen, mich nicht ertragen, nicht die ermündende Geduld gehabt, eine halb Sterbende ar Leib und Seele wieder gesund zu pflegen. Du allein weißt, was das heißt, nicht wahr, Wendelin? Ja, der hat mich gerettet, er hat mich aus einem verzweifelnden elenden Wesen zu dem gemacht, was ich jetzt bin, zu den glücklichsten Frau und Mutter!“

Sie legte ihren Arm um seine Schulter. „Es war eine schwere Zeit.“

„Ich empfand es nur in Deiner Seele, Lisa; gibst es etwas Schöneres, als jemandem, den man liebt, Heilung zu bringen? So wurdest Du erst recht mein ganz mein.“

Gabriel beugte sich zum Kindchen, das am Boden saß; Kinder hatten ihn immer gern gehabt. Die Kleinen lächelten und streckten ihm die Arme entgegen; sie vor nicht scheuen, — glückliche, geliebte Kinder sind es selten. Er nahm sie auf, da legte sie ihre weiche Wange an seine harte, gebräunte.

„Sie gleicht Dir, Lisa!“ sagte er, das Kind an sich drückend.

„Ja,“ rief Wendelin, „deshalb ist sie auch mein Liebling! Gabriel, was Lisa an mir gethan, verheilt sie, Du weißt nicht, was es heißt, mit ihr zu leben!“

Ob er es wußte! Aber er schwieg. Also nicht

hatte sie von ihm gesagt, — hatte sie ihn vergessen? Er glaubte es nicht.

Die Tischglocke klang. Eine Wärterin kam wegen der kleinen. Liza hatte sie Gabriel genommen. Das Kind schlammerte sich an die Mutter.

„Es will nicht fort!“ sagte sie entschuldigend, „wir zwei sind fast immer zusammen, wir haben nichts zu thun als uns zu lieben. Die Jungen haben Stunden, Wendelin muß zur Stadt. Männer haben wichtigere Dinge vor; nicht, Gabriel?“

Er sagte nicht ja dazu.

Glücklicherweise lärmten und schwätzten die Knaben bei Tisch. Heute war alles erlaubt. Gabriel mußte erzählen, was er mit dem Vater erlebt, was nachher. Wie hatte er Liza so fröhlich gesehen, wie sie so herzlich lachen hören. Immer wiederholte sie: „Wie glücklich bin ich, euch als Freunde zu sehen, Dich und Wendelin, die beiden liebsten Menschen, die ich auf der Welt besitze!“

Als die Jungen fort waren, wurde es still. Gabriel suchte Liza auf die Kinderjahre zu bringen, aber sie wußt aus und vermeidet es sichtlich, ihm zu folgen.

„Sie liegen wie ein schwerer Traum hinter mir, laß sie begraben sein; dort ist alles dunkel und voll Dual, vor mir alles licht und hell.“

Und Gabriel? Ihm schienen nur jene Tage hell, jene Tage, in denen sie sein war, in denen sie ihn liebte. Könnte sie das läugnen, wäre alles erloschen? Könnte Liebe so vergehen, dann durfte auch er hoffen, von diesem nagenden, brennenden Gefühl befreit zu werden, das an seinem Herzen fraß.

Als sie hinüberging, um das Kind schlafen zu legen, blieb er mit Wendelin allein.

Zuletzt erzählte ihm dieser, wie er Liza gefunden, wie sie nach und nach dem Leben zurückgewonnen und die fleißigste seiner Arbeiterinnen geworden sei. Ueber die vergangenen Zeiten habe er nicht viel gefragt, ein Schauder hätte sie erfaßt, sobald die Rede darauf gekommen wäre, — weshalb auch die Dual erneuern?

Eben kam Liza wieder herein mit dem Kinde im Nachtrödchen.

„Es schlafst nie ein,“ sagte sie, „ohne dem Vater gute Nacht zu wünschen.“

Die Kleine schlängelte die Arme fest um Wendelin.

„So, nun gib dem Onkel auch eine Patschhand.“

Aber die junge Dame schien ihm mehr bestimmt zu haben, sie bog sich von der Mutter Arm herüber und küßte ihn.

Er erbleichte, als Lizas schöner Kopf ihm dabei auch nahe kam.

„Das Mädel betrachtet Dich ganz als zur Familie gehörig,“ rief Wendelin lachend.

„Sie hat Recht!“ rief Liza, „nun darfst Du uns nie mehr fremd werden, Gabriel.“

Wieder sank ein friedlicher Abend nieder. Die Lichter glühten durch das Grün; Gabriel saß neben Liza, aber nicht im entlegensten Winkel der Welt hatte er sich so elend und einsam gefühlt. Nun, es würde ja ein Ende zu finden sein. — „Schlaf lang und süß!“ hatte sie ihm beim Auseinandergehen gesagt.

## 7.

Als er allein war, legte er den Kopf auf die Fensterbrüstung und weinte, — weinte zum ersten Mal seit seiner Kindheit.

Die Rosen standen im Mondenschein; das Basilicum war nicht zu sehen, aber heimlich sandte es zu dem Einsamen seinen Duft empor, immer wieder erzählend, was da hätte sein können.

Sein rechtliches Gemüth umschlichen die Versuchungen wie beutegierige Geier; gefährlich nur für ihn, das sah er klar, ein Blinder konnte es merken. Sie liebte Wendelin, liebte diesen mit der ganzen Fülle ihres warmen Herzens; und war der nicht auch tausend Mal mehr wert als er?

Dennoch fragte er immer wieder: „Könnte sie mich vergessen? Ist nicht doch ein Echsen, wenn auch noch so klein, wo ein Funke alter Zeit liegt, der aufglimmen könnte?“ Wollte er denn Freundschaft? Nein! Er wollte Liebe, — Liebe, die ihm gehört hatte. Wäre doch sein Herz nie erwacht! Es fühlte schlimmere Dualen, als es je durchgemacht; es hatte sie gefunden, nur um sie doppelt zu verlieren. Er ihr helfen! Er, der Bettler, dem sie höchstens die Brotsamen zuwerfen konnte von ihrem reichen Tische.

Nein! Fort wollte er, verschwinden aus ihrem Leben, an dem er nie den Theil haben durfte, den seine Seele jetzt so stürmisch verlangte.

Es duldet ihn nicht mehr im Zimmer; elend lief er hinaus in den Wald, der sich an den Park schloß. Es war eine wundervolle Mondnacht. Die süße Stimme der Nachtigall füllte sie mit Liebe und Sehnsucht. klar lag ein See zu seinen Füßen, silbern lockten die kleinen

Wellen, — da hinab, alles überstanden, alles vergessen!

— Aber sollte er das Erbe seines Vaters antreten? Nein, feig war's und verächtlich! Er dachte an Maria, aber deren reines Opfer war seiner Seele fremd. Kämpfen mußte er. War denn sein ganzes Leben etwas anderes gewesen? Weshalb schaute ihm nun aller Mut? Schien ihm kein Sieg mehr begehrenswert?

Lange saß er am Tisch. Weiße Nebel stiegen vor ihm auf. Plötzlich ging ein Brausen durch den Wald, tausend Stimmen erwachten; strahlend erhob sich die Sonne, das kleinste Winkelchen machte sie hell und warm. Es dünkte ihm eine Erlösung. Nun war ihm, als schaue er ein neues Leben. Durfte er sich nicht auch seiner Sonne, Liza, freuen, konnte er sich nicht doch vielleicht wärmen an ihren Strahlen? Durch sein Wort, seinen Mißklang wollte er das Glück dieser reinen Seele, die er so gut kannte, föhren. Er wollte! Ob es ihm gelingen würde?

Erschrockt und gefährdet stand er auf. Im Schlosse fand er schon volles Leben. Die fröhliche Kinderchar nahm sofort von ihm Besitz, klein Liza voran. Sie erschien ihm wie ein Schutzengel.

Er kam Frau Liza, das Kind auf dem Arm, entgegen.

„Sie ist eine kleine Hexe,“ sagte sie, die kleine ihm abnehmend, „sie gewinnt alle Herzen, sogar Deins. Kinder haben einen richtigen Instinct, sie finden sich leichter zurecht als wir Großen. — Wendelin ist zur Stadt, die Jungen sind in der Schule; Du wirst oft mit uns beiden vorlieb nehmen müssen.“

Sie wanderten mit einander durch den Garten. Liza zeigte ihm all ihre Lieblingsstellen, ihre Pflanzenkinder, deren sie eine ganze Menge hatte. Bei einigen kleinen, verkrüppelten Stämmchen sagte sie: „Das sind mir die liebsten, die papple ich förmlich auf, die brauchen mich.“

— Zu Tisch kam Wendelin dann.

In dieser Weise vergingen ein paar Wochen. Gabriel schien zufrieden, aber in seiner Seele regten sich immer wieder wilde Wünsche. Wenn er doch nur einmal wieder von der Kindheit mit ihr sprechen dürfte! Risse es auch Wunden auf, ihm schien, als läge einzig in dem Blut, das ihnen entströmten würde, Heilung. Liza wußt stets scheu aus. In letzter Zeit war auch sie unruhiger geworden, um ihre klaren blauen Augen legten sich Ringe und sie vermied, mit ihm allein zu sein.

Eines Morgens gelang ihm dies doch; sie hielt ihr Kind auf dem Schoß.

Die Kleine lachte und jauchzte. „Wie glücklich sie ist!“ sagte Gabriel, „und doch, Liza, waren wir nicht auch glücklich?“ Sie schüttelte den Kopf. „Ich nicht; erst seit ich Wendelin finde, weiß ich, was Glück ist.“

„Du warst nie glücklich?“ wiederholte er verletzt.

„Ich war immer in Sorge.“

„In Sorge um mich?“ fragte er aufgereggt.

„Läßt alte Zeiten ruhen,“ bat sie, „es thut nicht gut, sie zu wecken.“

„Ich habe keinen Grund, sie zu scheuen.“

„Wie Du Dich verwandelt hast, Gabriel, wie hast Du sonst die freudlose Heimat geschmäht!“

„Ich wußte nicht, was sie barg.“

„Du wirst eine neue, bessere finden, so wie ich sie fand.“

„Wie Du? — Ich möcht' es nicht einmal, ich will die Erinnerung haben, die Erinnerung an Dich, Liza, wie Du damals warst, als wir zusammengehörten. O Liza, ist es denn so viel verlangt, daß Du einmal, einmal nur sagen sollst: ›Damals liebte ich Dich!‹ Es thut seinem Schaden, mir aber ist's wie die ewige Seligkeit, als öffne sich der Himmel, in den ich mich retten kann. Nun weiß ich erst, daß ich Dich geliebt habe, mein Leben lang. Mögliche mir nicht das Stückchen Herz, das einst mein war. Gib's mir zurück! Sprich: ›Damals hatte ich Dich lieb.‹“

Sie war aufgestanden, ein angstvoller Blick aus ihren klaren Augen traf ihn.

„Was quälst Du mich,“ sagte sie, „weiß ich, wie die Macht hieß, die Du damals über mich hattest? Ich litt durch Dich von jenseit. Rücksichtslos, grausam trittst Du in Deines Freundes Haus, achtlos, was Du zerstören könnetest. Mich schüren Engel vor der Sünde, aber die Gewalt, mich leiden zu machen, Gabriel, Du hast sie behalten. Geh wieder, nicht eine Stunde länger möchte ich Dich hier sehen!“

„So ist es recht,“ sagte er sich erhebend, „stoße mich mit dem Fuße hinweg wie ein schädliches Insect, das Deinem herrlichen Freudentgarten droht. Schließe die Thüre vor mir, gönne mir nichts, kein Bröckchen von Deinem Glüde. Was soll der Böse, Schlechte bei Dir, die man die Heilige nennt! Aber versuch's nur, mich auszulöschen, Liza, es wird Dir nicht gelingen, denn einst gehörte Dein Herz doch mir!“

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

## Wer ist der Vermieter?

Stilze von Graf Günther Rosenhagen.

**G**ebhard Harry war arm, arm wie seine Eltern es gewesen, indem er jenem unglückseligen Mittelstande angehörte, der das Angenehme des Lebens immer vor Augen hat, ohne zugreifen zu können. Die Paria haben es besser. Sie atmen fort im Sumpf ihres Elends, sie ersticken darin, oder sie betrieben sich zu Seiten durch wilde Empörung. — „Aber die anderen, die durch Bildung, Erziehung und angeborenen Geschmack imstande wären, die Feinheiten der Welt zu schätzen und sie umgekostet an ihrem Mund vorbeitragen leben, die zu anspruchsvoll sind, um sie entbehren zu wollen, zu gesittet, um sie gewaltig zu erahnen, — das sind die wahrhaft Armen.“

So los ich fürzlich, und während ich noch über die Wahrheit der Worte nachdachte, wurde an der Etagen-Thüre geklingelt. Einen Augenblick später betrat der Dienst das Zimmer. Unwillig ob der Störung wandte ich mich um: „Was gibt es denn nun schon wieder?“

„Eine Bettlerin steht draußen und will sich nicht abweisen lassen.“

Ich erhob mich und schritt zur Thüre. Auf dem Corridor stand eine bagere, blonde Frau, ärmlich, aber sauber gekleidet. Auf dem linken Arme trug sie einen Säugling, während zwei Kinder im Alter von drei oder vier Jahren sich ängstlich hinter dem Kleide der Mutter verbargen.

Man wird mißtrauisch in der Großstadt; nur zu oft hört man hinterher, wie die eigene Gutmütigkeit missgebraucht wird, wie alle möglichen Mittel angewendet werden, um unser Mitleid zu erregen, über das hinterher gelacht und gespottet wird, wie man sich Kinder bei Nachbarn und Bekannten leiht und die kleinen Wesen zu Expressions-Vorführungen benutzt. Ich hatte in dieser Hinsicht traurige Erfahrungen gemacht.

Hart fuhr ich daher die Bettlerin an.

„Haben Sie es nicht gehört, ich gebe nichts. Was wollen Sie noch?“

„Den Hunger stillen, gnädiger Herr!“

Es stand so klugend und zähmervoll, daß ich schon die Hand in die Tasche stecke. Da aber fiel mir ein, daß ich vor gar nicht langer Zeit einem kleinen Jungen auf seine stehenden Bitten hin einige Butterbrode hatte reichen lassen und sie hinterher, als ich das Haus verließ, auf der Treppe im Staub und Schmutz wiedergefunden hatte. „Sie lügen alle,“ dachte ich und zog die Hand leer zurück.

„Wenn Sie Hunger haben, so gehen Sie zu der Armen-Commission. Ich gebe nichts.“

„Ich war schon dort,“ erwiderte sie leise und traurig, „aber auch dort wurde ich abgewiesen, da mein Mann noch lebt und gefund ist.“

„Und warum arbeitet er denn nicht?“ fragte ich unwillig. „Es ist immer die alte Geschichte! Da wird gestraft und geschimpft über die schlechten Zeiten, der Mann sitzt in der Kneipe, vertrinkt seinen letzten Groschen und schlägt Weib und Kindbetteln, anstatt selbst für sie die Hände zu rütteln.“

Ein glühendes Roth stieg bei meinen Worten in das blaßeste, elende Gesicht der Frau; still wandte sie sich ab und schied sich an zu gehen. Keine Silbe, kein Ton kam über ihre Lippen, nur einen unjqagbar vorwürfsvollen Blick warf sie mir zu, einen Blick, der mich einsehen ließ, daß ich zu weit gegangen war.

Ich trat ihr einige Schritte näher. „Verzeihen Sie,“ bat ich, „ich wollte Ihnen nicht wehe thun.“

Da erst sah ich, daß diese schweren Thränen ihr die Wangen herunterrollten.

„Erzählen Sie mir, was Ihnen fehlt,“ fuhr ich fort.

Was ich nun zu hören bekam, war die alte Geschichte von Krankheit und Not, — das alte Lied, das jeder Bettler auf Befragen zum besten giebt; aber die ganze Art und Weise, wie die Frau sprach, wie sie nur erzählte, ohne zu klagen oder jemanden zu beschuldigen, die Liebe, mit der sie ihres Mannes erwähnte, der, fleißig und nüchtern, doch keine Arbeit finden könnte, das machte einen tiefen Eindruck auf mich.

Ich drückte ihr ein Goldstück in die Hand, indem ich ihre Adresse erfragte. „Ich will mich nach Ihnen erkundigen, und wenn sich alles so verhält, wie Sie es mir geschildert haben, dann soll Ihnen geholfen werden, verlassen Sie sich darauf.“

Ungläublich blickte sie mich an. „Auch Sie werden uns nicht helfen! Wohin ich ging und kam, überall erhielt ich dieselbe Antwort: „Wir wollen uns erkundigen, dann sollen Sie von uns hören.“ Am Anfang traute ich den jählichen Worten, aber sie blieben nur solche, denen keine That folgte. Dann, wenn die Leichen wußten, wie grausam sie sind, wenn sie und Armen mit leeren Versprechungen abweisen, die sie vergessen haben, sobald die Thüre sich hinter uns geschlossen, an die wir uns aber flammern tagaus, tagein, wie der Errindende in seiner Roth selbst den Strohalm ergreift! — Bisher fand ich nur Worte, Sie sind der erste, der mir giebt; haben Sie innigen Dank!“

Und ehe ich es verhindern konnte, hatte sie meine Hände gefüßt, und dann war sie gegangen.

Ich wurde den Gedanken an die Unglücksfälle nicht los, und schon am nächsten Morgen machte ich mich auf den Weg, um ihre Wohnung aufzusuchen. Ich fand sie in einer jener Straßen, die man ihres Schmuges, ihres schlechten Geruches wegen sonst nicht betrifft, ja, deren Namen ich bisher nie gehört hatte. In dem obersten Stockwerk eines auf dem Hofe gelegenen Hauses, zu dem man von der Straße aus durch einen schmalen, niedrigen Gang gelangte, hatte die Familie ein kleines Zimmer inne, wenn man dieses niedrige, enge Loch mit dem Namen Zimmer bezeichnen kann. Ein Bett, ein Tisch und zwei Stühle bildeten die ganze Einrichtung; alles andere war in das Pfandhaus gewandert.

Der Mann befand sich nicht zu Hause; schon in früher Stunde war er fortgegangen, um nach Arbeit auszugehen. Krankheit hatte ihn um seine bisherige Stellung gebracht und nun, da er wieder genesen, hatte ein anderer seinen Platz eingenommen, und er mochte zu ziehen, wo er neue Arbeit erhielt. Und er sah zu; vom frühen Morgen bis zum späten Abend war er auf den Beinen und suchte und suchte; er wollte ja alles thun, was man von ihm verlangte, jede Arbeit wollte er verrichten. Aber die Fabriken waren überfüllt, am Hafen standen Hunderte gleich ihm herum, das Arbeits-Angebot über-



Im Isenthal.

Nach dem Bilde von A. Müller-Kurzweil. — Siehe Seite 48.  
Original im Besitz S. M. des deutschen Kaisers.

stieg die Nachfrage überall. Noch war der Mann ehrlich, nüchtern und brav geblieben, trotz der Not, die ihn umgab; wie lange würde er aber wohl den Versuchungen widerstehen? Wie lange würde es noch dauern, bis er, von Hunger getrieben, seine Hand ausstreckte nach fremdem Gute? Dann würde man auch auf ihn mit Fingern weisen: „Sieh da, wieder ein gemeiner Dieb mehr!“ Die Welt beurtheilt nur die That und fragt nicht nach den Gründen, die den Menschen dazu trieben, und wenn der eine oder der andere wirklich einmal zufällig den wahren Sachverhalt erfährt, dann zählt er die Achseln: „Lieber sterben als sieheln!“ Aber die also sprechen und urtheilen, sind immer Menschen, die den Hunger nie gefühlt haben.

Ich hörte der Frau aufmerksam zu, während sie in diesem Sinne zu mir sprach. Hier hat Hülfe, schleunige Hülfe noth, und ich ging sie zu juchen. Ich wandte mich an einen Herrn, der durch seinen Reichtum und seine große Wohlthätigkeit bekannt war, und schilderte ihm die Lage, in der ich die Unglücklichen gefunden. Er hörte mich an, ohne mich zu unterbrechen, aber während sich sonst in seinem edlen Gesichte Spuren des Mitleids zeigten, sobald man in seiner Gegenwart von Elend sprach, blieb er jetzt anscheinend theilnahmslos.

Ich führte ihm gegenüber die ansangs eritzten Schriftstellerworte an: „Können Sie Sicheine größere Armut vorstellen?“ fragte ich ihn schließlich, „als die, die ich Ihnen soeben zu schildern versucht habe?“ Nichts mehr besaßen als sein nacktes Leben und trotz der redlichsten Mühe keine Arbeit finden, um für sich und die Seinen den Lebensunterhalt zu verdienen. — Ist das nicht die höchste Stufe der Armut? Vermögen Sie Sich einen Menschen vorzustellen, der noch ärmer ist?“

Eine Weile blickte er still vor sich hin, dann sagte er: „Ja, ja, wer ist der Arme? Das ist eine Frage, die mich schon oft beschäftigt hat. In vielerlei Gestalt habe ich die Armut gesehen und kennen gelernt; so oft schon, wenn ich in den Hütten der Armen war, habe ich geglaubt: dies ist das Traurigste, was du je erlebt, eine Steigerung ist undenkbar; aber sie erscheint immer wieder in neuer Gestalt und Form. Selbst da, wo wir sie am wenigsten erwarten, tritt sie uns entgegen, dann aber erst recht furchtbar und grausig.“

Ein zufälliges Zusammentreffen von Umständen ist es, daß meine Hülfe heute schon einmal in Anspruch genommen wurde. Ich will Ihnen den Vorfall zu Ihrer Belehrung erzählen, bitte aber, mir die Nennung eines Namens zu erlassen und diesen verschweigen zu wollen, falls Sie ihn errathen. Es betrifft einen Componisten, der wegen seines großen Talentes weit über die Grenzen unseres Vaterlandes hinaus bekannt ist und längere Zeit doch gefeiert wurde. Seine Leistungen in den letzten Jahren waren allerdings sehr schwach, und doch gehört er entschieden zu den bedeutendsten Menschen unserer Zeit und hat so ungeheure Summen verdient wie wenige seiner Berufsgenossen. Er müßte ein schwer reicher Mann sein, wenn die Sache kein Wenn hätte.

Heute morgen war ich bei ihm; er hatte mich um eine größere Summe gebeten, und, — betrachten Sie es nicht als eine Art von Prahlerei, daß ich Ihnen dies anvertraue, es gehört eben nothwendig zu der Geschichte, — ich brachte ihm das Geld selbst. Er saß an seinem Schreibtisch, als ich bei

ihm eintrat, über sein Noten-Manuskript gebeugt. Eine flammande Röthe der Verlegenheit stieg in sein Gesicht, wie ich ihm das Gewünschte überreichte. Er dankte mir mit bewegten Worten und schickte sich an, mir den Schuldschein auszustellen, aber während er die wenigen Zeilen niederschrieb, legte er plötzlich die Feder weg und sah mich ernst und traurig an.

„Was ich Ihnen hier aufschreibe,“ sprach er, indem er das Blatt Papier nervös zusammenballte und in eine Ecke warf, „ist eine Lüge, denn ich kann Ihnen die Summe nie wieder zurückzahlen; das wissen Sie selbst ebenso gut wie ich! Daß Sie mir das Geld dennoch geben, ist mir ein neuer Beweis Ihrer großen Freundschaft. Sehen Sie mich an: wie ich hier sitze, sage ich nun schon zwanzig Jahre, tagaus tagan über meinen Noten. Vor fast fünfzig Jahren schickte ich die erste kleine Arbeit zitternd und zaudrig hinaus in die weite Welt, und heute bin ich der berühmte, von den Kollegen ungänglich beneidete Mann!“ Er lachte bitter auf. „Beneidet! Zu es nicht die reine Ironie, mich zu beneiden, der ich nichts auf der Welt besaß als Frau und Kinder, die alles mit vollen Händen wieder ausgeben? Aber ich darf sie deswegen nicht tadeln und nicht schelten.“

Sie wissen, ich hatte anfangs in meiner Carrrière nur so leichthin, ganz nach Laune und nicht allzuviel gearbeitet. Dadurch geriet ich in Schwierigkeiten, speculierte und verlor dabei, wie ich offen gestehen muß, lediglich durch meinen eigenen thörichten Leichtsinn, und ohne daß meine Familie eine Ahnung davon besaß, fast unter ganzes Ver-



Russ nach Wenzel Hollar. 17. Jahrh.



Schlauchmuff und großer Pelzmuff 1797.



Russischer Offizier mit Muff. 18. Jahrh.

mögen. Und dies Vermögen gehörte nicht mir, sondern meiner im Reichtum aufgewachsenen und an ihn, wo an etwas Selbstverständliches gewohnten Frau. Das hat ich, obgleich ich das Gott im Gegenteil für mein, nebst mir, mich innig liebendes, aber doch sehr empfindliches, anspruchsvolles Ziel und unsere Kinder hätte sicher stellen soll,

Schon war ich der Verzweiflung nahe, als mir die gesunden Früchte meines Talentes ganz plötzlich und schier unerschöpflich in den Schuß zu fallen begannen. Da schwor ich mir: Nie sollen die Deinen irgendwie den Luxus, der sie umgibt, entheben; sie sollen sich kein Vergnügen versagen müssen, denn das ist nun einmal ihre Lebenslust; du mußt darnach trachten, gleichzeitig heimlich auch das verlorene Vermögen deiner Frau zu erlösen.

Ich wollte arbeiten und ich dankte dem Himmel, daß ich in der Lage war, arbeiten zu können. Ich dachte es mir jetzt so leicht, täglich einige Stunden für reichen Lohn am Schreibtische zu sitzen; ich wußte damals noch nicht, daß jede Beschäftigung, die man, dem Drange des Talentes folgend, treibt, ihren Preis verliert, sobald sie zur eisernen Notwendigkeit wird. Meine besten Werke schuf ich, als ich gewissermaßen noch zu meinem Vergnügen componierte. Das ist längst anders geworden. Natürlich konnte bei unserer Lebensführung von dem Erbause des verlorenen Vermögens keine Rede sein. Ich habe dies endlich meiner Frau unter Thränen geschenken müssen. Aber da kam das Geständniß zu spät. Frau und Kinder fanden sich nicht mehr ändern und verlangten, daß ich ihnen verschaffe, was sie nach ihrer Ansicht von mir zu verlangen berechtigt waren. Und heute, lieber Freund, Sie wissen es ja selbst, muß ich arbeiten, arbeiten, arbeiten, damit wir nicht verhungern. Ja, verhungern! Und die Meinigen begreifen dies nicht und treiben ihnen Luxus unter Schuldenmachen weiter!"

Der Arme stierte einen Moment in wortloser Verzweiflung vor sich hin und fuhr dann fort: "Jedes Werk, das der echte Künstler der Offenlichkeit übergebt, ist ein Stift seiner selbst, ein Theil seines Verstandes, seines Wissens, seiner Phantasie und seiner Freiheit."

meines Kindes meinen persönlichen Wünschen und meiner eigenen Bequemlichkeit opfern?

"Sie zog mit ihrem Manne in die Ferne und starb dort. Mit ihr schwand das letzte, was ich noch besaß, die Hoffnung."

So sprach der bedauernswerte Mann zu mir, der Bettler in den Räumen, in denen noch bis zur Stunde üppigster, läugnerischer Luxus herrscht. Und nun sagen Sie mir, wer ist der Arme? Ihr arbeitsloser Armer oder dieser scheinbar Reiche? — Nein, ich gebe Ihrem Autor Unrecht! Nicht derjenige ist der wahrhaft Arme, der die Güter des Lebens täglich vor Augen sieht, aber ihrer nichttheilig wird. Jeder Tag kann dem Eindringling einer Arbeiter-Familie ein Ende setzen; der Mann kann Arbeit finden und bei Fleiß und Ausdauer wieder in geordnete Verhältnisse gelangen, wozu ich gern das meinige beitragen will.

Aber derjenige, der vom frühen Morgen bis zum späten Abend unter wissenschaftlicher Preisgebung seines Genius arbeitet, der mit aller Kraft daran ringt, vorwärts zu kommen, und sieht, daß es immer weiter rückwärts geht, der Mann, der seine eigene Schuld beladen muß, der durch die Menschen zertritt wird, die ihm die Nächsten auf Erden sind, der Mann endlich, dem lange, bittere Jahre der Enttäuschung das letzte nahmen, was den Unglücklichen am Leben erhält, die Hoffnung, — der ist der Arme!"

Schweigend nickte ich Zustimmung.

Nachdruck verboten.

### Die billige Gans.

Humoreske von José Baronin Schneider Arno.

**R**udi Helmer ist kein verlorener Sohn, sondern ein hoffnungsvoller Generalstab-Offizier. Für den verlorenen Sohn in der Bibel wurde bei seiner Wiederkehr in's Vaterhaus ein Kalb geschlachtet; für Rudi, der demnächst zu seiner Mutter, der Obersten-Witwe Frau Helmer, für einige Tage auf Urlaub kommt, soll eine Gans



Augsburgerin mit Muff. 18. Jahrh.

abgestochen werden, denn Rudi hat eine Vorliebe für die Capitols-Kettinnen in gebratener Form.

Mama Helmer und ihre Tochter Christel pflegen ernste Berathungen über die Gans. Sie muß gut und billig sein. Christel hat sich durch längere Praxis in der Führung des



Herr mit Muff und passe caille. 17. Jahrh.

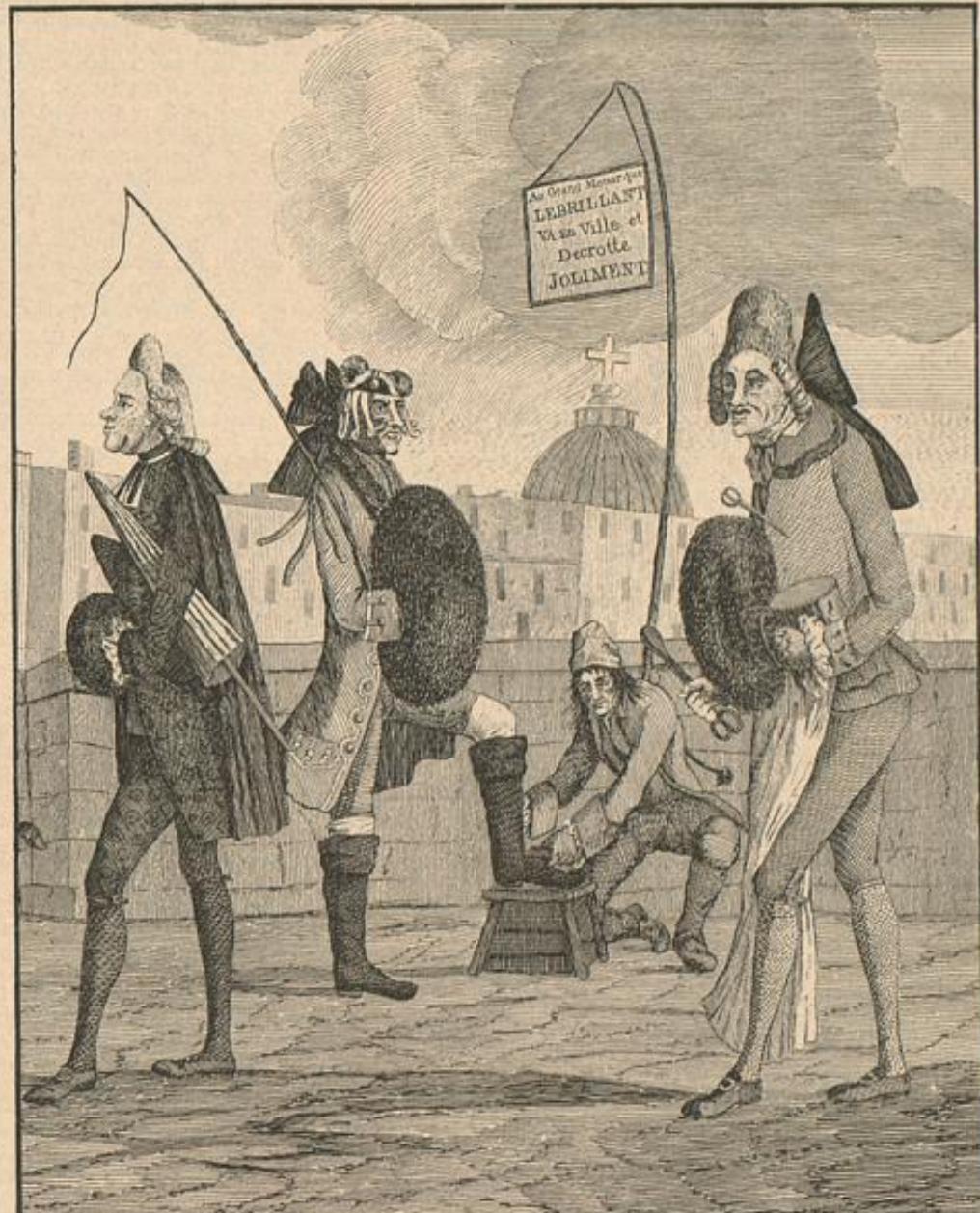
tatje und seiner Seele, den er sich losgerungen hat, und den er der Welt preisgibt. Am Anfang, wo Überfluss an allem ist, geht es leicht, aber je älter man wird, je mehr man geschrieben hat, je mehr die Phantasie und die Gestaltungskraft abgenutzt sind, je mehr der Verstand sich verausgabt hat, und je leerer das Gehirn wird, desto schlechter werden die Sachen. Man sollte einen solchen Mann, der trotzdem schafft, weil er schaffen muß, nie verlachen, man sollte ihn vielmehr bemitleiden, rief bellagen!

Schon jetzt spüre ich es an mir selbst, und die Kritiken bestätigen es mir: ich bin nicht mehr, der ich war, meine Kraft ist dem Erlöschen nahe.

Sehen Sie sich diese Partitur an, von der ich noch nicht ein Viertel vollendet habe, das Honorar, das ich im voraus erhielt, war verausgabt, bevor es in meine Hände gelangte. Ich habe heute nichts im Hause als das, was ich Ihrer Güte verdanke. Bis dieses Werk vollendet ist, wird auch Ihr Geld verschwendert sein, dann siehe ich wieder vis-à-vis de rien, und die Komödie beginnt von neuem.

Dazu sang ich an, alt zu werden, und meine Finger werden müde; sie möchten so gerne ausruhen von einer Arbeit, die doch zu seinem Ende und zu seinem Erfolge führt, allein sie haben dazu noch keine Zeit. Den Meinen entgegenzutreten, wäre ganz nutzlos. Sie wollen nun selbst nicht, daß ich mich quäle, aber die Kraft, mir wirklich die ungälig jämmerliche Bürde zu erleichtern, befreien sie ebenso wenig, wie ich ihnen gegenüber je die nötige Energie besaß. — Doch kann ich ja schaffen, aber früh genug wird die Stunde kommen, wo ich nicht mehr kann, wo der Tod des schwächer und schwächer brennenden Lichtes vollständig verzehrt sein wird. Was dann? Und die Stunde kommt so sicher wie nur irgend etwas auf der Welt. Oft glaube ich in meinen Träumen, daß sie schon da ist. Ich sehe mich dann in Gedanken an meinem Schreibtisch und mein armes Gehirn vergebens nach einem Gedanken, einem Stoff für meine Arbeit gerammt. Die Stunde kommt, und nur ein Wunder kann mich vor ihr schützen und bewahren, — ein frühzeitiger Tod. Er ist es, den ich mir jetzt so oft ersehne, damit ich jenen entsetzlich gefürchteten Augenblick nicht erlebe. Aber was dann, wenn ich die Augen schließe? Aus meinem Knaben wird nie etwas Rechtes. Mit meiner ältesten Tochter steht es ebenso.

Eine Zeitlang glaubte ich, es werde besser werden. Ich sah meine jüngere Tochter heranwachsen, ein Muster von Fleiß, Ordnung und Sparsamkeit. Im Weiste erblickte ich schon durch sie unseren Haushalt geregt, unsere Einnahmen und Ausgaben in Einklang gebracht. Da kam der Tag, an dem mir meine Tochter gestand, daß sie lieb und wieder geliebt werde. Ich hätte alles darum gegeben, wenn ich sie hätte bei mir behalten können; aber durfte ich das Glück



Englische Karikatur auf die Pariser Muffmoden der Männer. 18. Jahrh.  
Theil eines Stiches nach H. W. Bunbury, verkleinert.

Der Muff. — Siehe Seite 46.

kleinen Haushaltet schon einige Schliche angeeignet, um, wie sie sagt, den Marktweibern, die einem das Geld aus der Tasche stehlen, ein Schnippchen zu schlagen.

Vor ihrer Stoffelei sizzt sie am Rande des Papiers, auf dem lebhafte Chrysanthemen des leichten Pinselstriches harren, die Contouren einer idealen Gans. Plötzlich springt sie auf und eilt in die Küche, wo Mama Helmer und Leni, die Köchin und Kammerzofe in einer Person, eine Perle von Mädchen, aber von leider sehr empfindsamem Wesen, culinariische Abhandlungen halten, und sie hat eine fulminante Idee! Die Gans soll bei Lenis Mutter auf dem Lande gefaust und dort in ihrer letzten Lebenszeit noch zu einem Pracht-Exemplar herangezogen werden; am Tage von Rudi's Eintreffen aber soll die Mutter mit ihrem Erziehungs-Resultate dann selbst in die Stadt kommen und während ihres Aufenthaltes Leni in der Küche helfen.

Sowohl Mama Helmer wie Leni sind über diesen Vorschlag, der einstimmig angenommen wird, entzückt. Beruhigt sieht man nun der ereignisvollen Stunde entgegen: der Antritt Rudi's und der Gans.

Am Vorabend erhält Leni folgenden Brief von ihrer Mutter:

"Liebe Leni die ganz ist geschrobt sie kommt morgen mit dem Toni zu dir der Toni hat Wien noch nicht gesehen und kommt mir die ganz ist brauchwohl deine Mutter."

Bei der ganz ist auch eine überhöhung dabei  
deine Mutter."

Dieser Brief, den Christel, da gar keine Interpunktion darin vorkommt, in einem Abhebung liegt, bringt bei Mama Helmer, die sich leicht ärgert, schon eine Verstimming hervor. Der Toni statt der Mutter, das ist ein schlechter Tausch; sie wünscht den Bauernbüchsen im stillen dahin, wo der Pfeffer wächst.

Da der Bruder Toni noch nie in Wien gewesen, muß Leni ihn von dem Bahnhof abholen, was in der kleinen Häuslichkeit natürlich eine Störung hervorbringt.

Rudi kommt zufälliger Weise mit demselben Bilde wie Toni. Mama Helmer sieht eben ihr Häubchen auf den grauen Scheit, als es läutet. Sie ist etwas schwerhörig und merkt das Gebimmel nicht; Christel aber öffnet stürmisch die Thüre und erblidt Rudi, der wie ein Pastträger vor ihren erstaunten Bildern steht, mit der Rechten sein Körbchen, mit der Linken aber einen großen Einkaufskorb haltend, den er nun mit einem „Uff!“ der Erleichterung zur Erde stellt.

"Praktisch seid ihr, das muß man sagen," ruft er lachend aus. "Raum habe ich mir am Bahnhof einen Wagen erobert, als hinter mir jemand ganz laut: Herr Baron, Herr Baron, warten's!" ruft. Die Stimme kommt mir bekannt vor; ich drehe mich unwillkürlich um. Richtig, da kommt Leni, die mich immer in den Freiherrnstand erhebt, dahergeschaut, mir mit einer Gans freundlich zwinkend, und hinter ihr ein großer Bauernbüchse mit einem Korb am Arme, den er mit verschmittem Lächeln in meinen Wagen stellt. Ich will mich natürlich nicht länger mit diesen zwei auffallenden Persönlichkeiten in ein Gespräch einlassen, sondern schlage die Wagentüre zu und fahre höher. Hier blieb mir nichts anderes übrig, als den Korb die Stiege herauszuschleppen, mir, einem f. und f. Generalstabs-Offizier! Wenn mich mein General gesehen hätte!"

Raum hat Rudi seine Rede vollendet, als er auch in der Speisezimmer-Thüre seiner Mutter liebes, altes, nun freudestrahlendes Gesicht erschaut und auf die Oberstin zueilt, um sie zärtlich zu umarmen.

Christel betrachtet wohlgefällig die überhöhung, schöne, große Land-Eier, und stellt den Korb vorsichtshalber auf den kleinen Theetisch am Fenster in's Esszimmer, damit in der Küche kein Unglüd damit geschehe. — In einer halben Stunde darauf erscheint Leni, die Gans zärtlich in ihren Armen haltend, und hinter ihr der Bruder Toni, mit dem dümmsten Gesicht, das Christel je gesehen.

Sie überläßt die Geschwister dem zärtlichen Gedanken-Austausch; doch nicht eher, als bis sie Leni behufs der Gans die genauesten Instructions gegeben hat.

Die Oberstin begiebt sich auch in die Küche, um Lenis Bruder zu begrüßen und für die Eier zu danken; sie weiß, wie zart besaitet ihre Köchin speciell in Familien-Sachen ist, und will daher nicht wider die Artigkeit Toni gegenüber verstören. Wie erstaunt sie aber, da sie den Jüngling fest schlafen sieht; sein strohblondes Haupt liegt, auf einem nichts weniger als einladenden Sattel gebettet, auf dem Küchentisch, und knapp daneben zieht Leni den Strudelteig aus. — Das Nudelbrett wird worlos von Frau Helmer abseits geschoben. Sie beherrscht ihre Nervosität mit aller Macht, um nicht das schwesterliche Herz Leni durch eine unpassende Bemerkung zu verlegen. Sie muß sich aber darüber aussprechen und eilt in den Salon zu Christel.

Leni schreibt die Gans, die in der That ein Pracht-Exemplar ist, in die sehr stark geheizte Röhre, dann eilt sie in das Speisezimmer, den Tisch zu decken. Dort packt Rudi seine sieben Sachen aus und lauscht dem Gespräch, das sich im anstoßenden Salon zwischen der Oberstin und Christel entsponnen hat.

"Den! Dir Christel," sagt Mama Helmer, wie die meisten schwerhörigen Menschen sehr laut sprechend, "jetzt sieht der Bauernjunge da draußen in der Küche und schlafst, und seine Haare nebst einem greulichen Taschentuch kamen dabei in unmittelbare Verührung mit dem Strudelteig!" Leni, die bis jetzt mit den Tellern, Gabeln und Löffeln geklappt hat, hält plötzlich mit ihrer Arbeit inne.

Rudi läßt ein anhaltendes, vielsagendes Räuspern vernehmen. Die Oberstin aber merkt davon nichts und fährt unbeirrt fort: "Warum er nicht ausgeht! Er ist doch nicht hergekommen, um hier zu schlafen! Jetzt wird der widerwärtige Kerl wahrhaftig den ganzen Tag däugen wie ein angenagelter Türke!"

Rudi hustet stärker.

"Wie ein angenagelter Türke!" wiederholt Frau Helmer noch lauter.

Nun erscheint Rudi in der Thüre und wirkt energisch, auf Leni deutend. Endlich begreift die Oberstin und verstimmt. Doch schon ist es zu spät; denn vom Speisezimmer her hört man sehr verdächtiges Schluchzen.

Christel eilt auf die vor der Eredenz stehende, bekleidete Schwester zu.

"Aber um Gotteswillen, warum weinen Sie denn, Leni?" fragt sie theilnahmsvoll.

"O, ich bin so getränt!" stottert Leni unter Schluchzen. "Die gnädige Frau hat gesagt, mein Bruder ist ein Türke! Der Toni ist aber ein ebenso guter Christ wie der junge Herr Baron."

"Das hat Mama ja nicht so gemeint," beruhigt Christel nun Leni mit sanfter Stimme. "Sie hat gesagt, ein angenagelter Türke! Das ist nur eine scherzhafte Redensart. Man meint damit einen hübschen, jungen Türkchen, wie man sie an den Tabal-Traßen abgebildet sieht. Ja, wenn Mama gesagt hätte: Ein Heide, oder ein Chines! Das wäre eine Beleidigung, aber ein Türke, das ist eher ein Compliment. Wir haben ja auch Türkensee! Die Türkens sind ganz nette Menschen, Leni!"

Diese und andere Reden verschliefen ihre Wirkung nicht; Leni trocknet endlich ihre Tränen und erklärt von einer Kündigung, auf die sie sich schon versteift hatte, vielleicht abschrecken zu wollen. Plötzlich aber stürzt sie mit einem „o jessee, die Gans!“ in die Küche hinaus.

Christel, nichts Gutes ahnend, folgt ihr. Doch wie sie die Thüre öffnet, benimmt ihr ein scharfer Brandgeruch fast den Atem. Die Küche ist voll Rauch, und Leni hält mit einem wahren Niobe-Antlitz die Gans in die Höhe, die auf einer Seite verbrannt aussieht.

Christel stöhnt einen Schreiersruf aus, indem Toni aus seinem Schlummer erwacht und sich die Augen reibt. Christel und Leni untersuchen nun die Gans und entdecken zu ihrem Entsezen, daß mehr als die Hälfte vollkommen verbrannt ist! Sie kann unmöglich auf den Tisch gebracht werden! Was thun? — Leni weint, Toni starrt seine Schwester blöd an. Christel nimmt auf Abhülfe. Ja, was kann man da machen? Mama wird sich so darüber aufregen und ist dann acht Tage lang unwohl! Es bleibt nichts anderes übrig, als im nächsten Gaithause eine andere Gans zu bestellen. Ganz heimlich soll es geschehen, Christels Taschengeld wird das Deficit deden. Zum Glück ist Mama Helmer mit ihrem Sohne in ein ernstes Gespräch vertieft, sodß sie keine Ahnung von dem hat, was sich in der Küche zugetragen. Sie merkt auch nicht, daß die gewöhnliche Speisestunde schon vorüber ist und Leni erst um drei Uhr meldet, daß die Suppe auf dem Tische steht.

Die für drei Gulden heimlich erworbene neue Gans entspricht zwar nicht im mindesten den Erwartungen der Oberstin, sie hütet sich aber, eine absäßige Bemerkung darüber zu machen, um Leni nicht weiter zu kränken. Trotz der auffallenden Höflichkeit Christels, die ihr durchaus den Teller aus der Hand nehmen will, auf den für Toni Braten und Salat gehäuft wurde, eilt sie selbst damit in die Küche und sagt ihm, um jeder Kündigungs-Möglichkeit Lenis vorzubeugen, allerlei Liebenswürdigkeiten, indem sie den Geschwistern sogar Theater-Billetts verleiht. Toni nimmt alles, Braten, Salat und Complimente mit großem Gleichmuth entgegen; auch die Aussicht, heute Abend in's Theater zu gehen, regt ihn keineswegs auf.

Wohl rumpft Mama Helmer etwas die Nase über den eigenhümlichen Brandgeruch; da aber das corpus delicti von Leni sorgfältig verborgen wurde, ist sie ganz ahnungslos darüber, was geschehen ist.

Der schwarze Kaffee wird im Salon servirt, wohin Rudi und Christel sich begeben. Die Oberstin öffnet das Fenster des Speisezimmers, von dem aus sie ihre täglichen Kostigänger, die Tauben, füttert.

Ein kalter Luftstrom dringt in den Salon, zu gleicher Zeit aber auch ein eigenhümlicher, sich gleichmäßig wiederholender Ton. Klitsch — klitsch — und dann wieder klatsch —, kommt's aus dem Speisezimmer. Die Geschwister sehen sich fragend an und begeben sich zur offenen Thüre.

"Um Gotteswillen, Mama, was macht Du denn?" ruft Christel verzweifelt, — denn Mama Helmer's schwarzes Wollentuch hängt an dem Korbhobel fest, und da das eine Ende desselben vorne festgesteckt ist, wird bei jeder Armbewegung der Oberstin der von ihr unbemerkt gebliebene Korb hin und her gezogen und ein Ei nach dem anderen rollt auf den Tisch und von dort auf den Boden, wo es, klitsch — klatsch, — zerbricht.

"Aber Mama!" schreit nun Rudi mit Stentor-Stimme. Da wendet sich die Gerufene heftig um, und — der Korb nebst dem ganzen Eierrest tippt und stürzt prasselnd zu Boden!

Mama Helmer, das Unheil gewahrend, schlägt wortlos und schreiersstarb die Hände über ihrem Haupte zusammen. Bei dieser Bewegung löst sich das Tuch gänzlich ab; es fällt gerade auf den im Sonnenlichte glänzenden gelben Dotterstrom, diesen wie mit einem schwarzen Schleier bedeckend.

Durch das Geißel des fallenden Korbes angelöst, erscheinen auch Leni und Toni am That-Orte. Sie sperren entsetzt Mund und Augen auf, während Christel, die Praktische, die weniger gebrochenen Eier rettet, indem sie sie in eine Schüssel schlägt.

Leni vergiebt beinahe wieder Thränen über die verunglückten heimatischen Eier, und Mama Helmer geht ebenfalls tief verstimmt in ihr Zimmer, während Rudi, der sich zum Arger seiner Mama vor Lachen hat ausschütten will, sich aufmacht, um die Theater-Billetts für Leni und Toni zu besorgen.

Da Christel ihre Mutter am Schreibtisch und das aufgeschlagene Wirthschaftsbuch neben ihr sieht, will sie sich seige zurücklehnen, wird aber mit strenger Stimme zurückgerufen.

"Was kostet die Gans?" fragt die Oberstin kurz, ohne ihre Tochter anzusehen.

"Welche?" flammelt Christel.

"Wiejo welche? Natürlich die Gans, die wir gegessen haben."

"Zwei Gulden, Mama."

"Nun dafür hätten wir ein so elendes Ding wahrhaftig auch hier bekommen!"

"Und die Reise von dem dummen Toni, die wir ihm doch bezahlen müssen, was hat die gefestet?"

"Einen Gulden achtzig Kreuzer, Mama."

"Und die Theater-Billetts?"

"Einen Gulden sechzig Kreuzer, Mama."

Die Summe wird nun von der Oberstin addirt.

"Fünf Gulden vierzig Kreuzer! Die schönen Eier gar nicht mitgezählt. Da hast Du das glänzende Resultat Deiner fulminanten Idee!"

Diese in höhnumm Töne hingeworfenen Worte bringen bei Christel, die zu der Rechnung ja noch heimlich ihre drei Gulden für die zweite Gans hinzuzuaddiren hat, eine starke Ershütterung hervor; sie beginnt zu schluchzen. Um einen Theil der Schuld von sich abzuwälzen, begeht sie obendrein die große Unvorsichtigkeit zu sagen: "Aber Mama, ich kann doch nichts dafür, daß Du die Eier zerbrochen hast!"

Die Oberstin nimmt ihre Brille ab und wirft einen traurigen Blick auf ihre Tochter.

"Willst Du mir vielleicht auch vorwerfen, daß ich alt und schon schwerhörig bin? Das ist wahrhaft edel von Dir, Christel! das muß ich sagen!" Und Frau Helmer bricht ebenfalls in Thränen aus.

Nun fällt Christel ihrer Mutter um den Hals, streichet ihre Wangen, führt ihre Hände und bittet sie, vor ihr niedrige und unter lauter Selbitanlage um Verzeihung.

Rudi findet Mutter und Schwester noch in sehr weider Stimmung und abt das Vorhergegangene. Er hat die Theater-Billetts für Toni mitgebracht; doch Toni ist von einem mittlerweile selbstständig unternommenen Spaziergange noch nicht heimgefehlt und die festlich ausgeputzte Leni, die nicht ohne den Bruder allein in's Theater will, irrte flagend in Hause umher.

Mama Helmer und Christel sind schon zu matt, um Toni's wegen wieder aufzuregen.

Doch es wird acht, — neun, — zehn Uhr, und noch immer von Toni keine Spur!

Endlich beschließt Rudi, mit Leni auf die Suche nach den Verlorenen zu gehen. — Kaum aber biegen sie um die nächsten Straßenende, als ihnen aus einem Gassenhäusle eine schwankende Gestalt entgegenkommt, die Rudi fast in die Arme fällt. Bei dem matten Schein der Straßenlaterne erkennt Leni zu ihrem Entsezen ihren geliebten Bruder.

Mit großer Anstrengung gelingt es Rudi, den auf sehr schwachen Füßen Stehenden nach Hause zu schleppen, wo sie ihn in der Küche auf einen Stuhl setzen und seinem Schicksal überlassen.

Des anderen Morgens sieht Toni blaß und angegriffen aus und hat große Sehnsucht, nach Hause zu fahren. Bei den lebhaften Geschehnissen des gestrigen Tages besitzt er kein ganz klarer Begriffe. Und so dampft er wieder ab.

Mama Helmer, Christel und sogar Leni atmen hoch auf, als die ganze ungeliebte Affäre damit zu Ende ist. Die halbverbrannte heimatische Gans aber hat man dem Toni als Wegzehrung heimlich in die Tasche gesteckt.

Nachdruck verboten.

### Der Muß.

Plauderei von August von Heyden.  
(Schluß.)

 egen Ende des 17. Jahrhunderts wird der Muß der Dame kleiner. Mit der Fontange zusammen, jener merkwürdigen Haube, die Ludwig XIV. so ärgerte, und die er gleichwohl nicht abschaffen konnte, erscheint der kleine, zierliche, oft reich mit Spitzen garnierte Muß als unabköstliches Toiletten-Requisit der Dame bei Hofe. Bei der Krönung Friedrichs I. in Königsberg tragen alle Damen, trotz entblößter Arme und möglichster Decolletirung, einen Spitzmuß an einen Arm. Nur die Prinzessinnen entbehren dieses Prachtstücks, weil sie an beiden Händen von Hofdamen geführt werden.

Der Muß behält seine bestehende Form über 1750 hinaus. Auch der Herrenmuß für den Mittelstand ist klein, lang und eng, meist von dunklem Stoff und mit Pelz gesäumt, welcher ledig an den Lessungen hervortritt wie 1640. Allein die elegante vornehme Herrenwelt trug um 1750 sehr große Muße, die in selbst bei den Hoffesten in großer Gala nicht ablegte, und die Damenwelt einen kleinen Zeugniss mit Pelzbesatz.

Mit der Regierung Ludwigs XVI. singt dann eine Modeperiode an, wie sie bisher kaum jemals existirt hatte, und das übrig Europa machte willig den tollen Tanz mit. Alle Formen wurden in's Ungeheuerliche übertrieben. Die Perücken, die Hauben, die Kleider, — alles ward enorm, und der Muß folgte. Es erschienen jetzt diese riesigen Ungetüme von Angora und anderen langhaarigen Pelzen, die in Durchmesser von fast einem Meter von der Brust bis fast zum Knie reichen. So sehen wir den Muß während der Regierung Ludwigs XVI. und der ersten Jahre der Revolution, namentlich von Männern, in den übertriebenen Größen getragen; häufig auch mit einer Bandrose auf seiner Mitte geschmückt, sowohl bei Frauen, wie bei Männern. Natürlich fanden diese Ungetüme ebenso die lächerlichen Bezeichnungen, die man damals den einzelnen Kleidungsstücken gab; man trug eine Coiffure à la d'oraiillerie oder einen Hut au délice du siècle d'Auguste, ein fischum monteur und einen Muß d'agitation momentanée.

Neben diesen großen Pelzgebäuden sah man aber auch kleine, lang-cylindrische. Wir finden auf dem schönen Bildrund von Debucourt, "Promenade de la galerie du Palais-Royal" einen Herrn mit seiner Dame, welche beide vollkommen gleichartige, lang-schlängelförmige Muße, wohl von buntem Stoff, tragen. Es scheint Mode gewesen zu sein, daß Mann und Frau völlig gleicher Muße sich bedienten.

Natürlich konnte bei dem Bestreben, die Antile in der Stadt nachzuhauen, der Muß keinen Platz erhalten; wir finden daher von 1794 bis 1799 in Frankreich den Muß fast gar nicht. In England und Deutschland bleibt er aber gebräuchlich. Man trifft in dem mit vorzülichen Kupfern ausgestatteten englischen Mode-Journal "The Gallery of Fashions" ebensowohl wie in dem "Leipziger Magazin des neuesten Geschmackes" und im "Journal de Frankfort des Dames" noch bis 1801 den Muß unverändert. Er wird von den Damen mitunter so hoch getragen, daß er als Nasenpärmert dienen kann, was bei seinen großen Dimensionen sehr leicht möglich ist.

Allein in den ersten Jahren unseres Jahrhunderts greift eine Mode Platz, die wir aus dem 15. und 16. Jahrhundert bereits kennen, und die damals den Muß überflüssig gemacht hat. Der Ärmel des Weiberkleides verlängert sich trichterförmig über die Hand und den größeren Theil der Finger, und richtig, der Muß verschwindet, solange diese Mode dauert. Es mag hier wohl mehr die Schwierigkeit maßgebend gewesen sein, die von den langen Stulpen bedeckten Hände im Muß zu bergen, ohne den oft mit einer Spize versehenen, reichbesetzten Ärmel selbst zu zerdrücken und unscheinbar zu machen, zumal die Hände durch diesen ohnehin vor Kälte geschützt waren. Jedenfalls steht fest, daß, solange die Mode der langen Ärmel anhielt, kein Muß Anwendung fand.

Diese Verlängerungen, die in den Jahren 1806 und 1807 ja die ganze Hand bedekten, verschwanden erst im Jahre 1824, und 1825 haben wir schon wieder den Muß in sehr großer Dimension

sion, in der er sich etwa bis zum Jahre 1850 hält, wo er ungeläufig zu der Größe herabsteigt, welche um 1640 beobachtet worden war. Hin und wieder erhält er dabei eine äußere Tasche, deren Decke zierlich mit Soutache eingefasst und mit bespungenen Goldknöpfen verschlossen wurde.

Nach 1870 schwindet die Dimension des Muffs noch mehr, und es wird eine Form wieder aufgenommen, die uns ebenfalls bereits aus dem 17. Jahrhundert bekannt ist. Der Muff wird aus Stoff gemacht, nur mit Pelz gefüttert, das Pelzwerk umjämt die beiden Löffelungen. Oft sogar entbehrt er jedes Pelzwerkes und besteht nur aus einer hohlen, wattierten Rolle. Der Stoff des Überzuges aber ist derelbe, aus dem das Winter-Ueberkleid (Mantel, Paletot) der Dame gefertigt ward. Auch liebt man bis heutigen Tages, den Muff an einer Schnur oder Kette zu tragen.

Um 1880, wo die Mode der mit Pelz gefütterten Stoffmäuse allgemein war, und dieser sehr kleine Dimensionen annahm, wurde wieder Schleifenwerk angebracht. Hin und wieder fand sich, noch bis in die neuere Zeit, beim Pelzmuff vorne ein Täschchen, um das Portemonnaie zu bergen, namentlich aber um den Muff durch ein frisches Blumensträußchen zu schmücken. Auch der Spitzennuss, der selbst in Gesellschaft nicht die Hand der schönen Trägerin verließ, wurde wieder Mode.

In neuerster Zeit endlich hat man der Phantasie in Bezug auf Ausstattung des Muffs freiesten Spielraum gelassen. Nicht nur werden Kopf und Schwanz des betreffenden Marders, grauen Eichhorns u. s. w. befestigt, sondern als Extravaganz ist hier und da wieder eine, vielleicht unbewusste, alte Erinnerung an den chion den manchon aufgetaucht: ein kleiner ausgestopfter Hund, mit einem silbernen Ketten um den Hals, auf dem an sich ziemlich kleinen Muffe liegend.

Aber, meine Gnädigste, es hieße Eulen nach Aihen tragen, wollte ich Ihnen noch mehr von den neuesten Moden, die der Muff erlebt, erzählen. Auch ist es nicht nötig, Sie daran zu mahnen, welche treuen, discreten Begleiter die Masse Ihrer eleganten Freundinnen sind, die sich an Ihrem winterlichen jour fix in Ihrem Salon sammeln. Wie oft wählen die zierlichen Finger in das weiche, duftende Pelzwerk Geheimnisse hinein, die der Mund eben in Gefahr war anzuplaudern; wie oft übernimmt der Muff die Rolle des Füchers; ein Lachen, eine Wiene zu verbergen, die, wenn bemerkt, shocking wären.

Und von dem Jagdmuff Ihres Herrn Gemahls, vom Fuchspelz, möchte ich Sie vollands nicht unterhalten. Ich kenne schon so viel trockene Weisheit aus, daß ich fast fürchte, Sie haben Ihre wissbegierige Bitte längst bereut. Man spielt aber nicht ohne Gefahr mit dem Feuer, meine Gnädigste, das müssen Sie Sich wohl merken solchem Menschen gegenüber, wie ich einer bin.

Nachdruck verboten.

## Von Berlin nach Rio de Janeiro.

Von Paul Lorenz.

IV.

er Hafen der brasilianischen Hauptstadt ist das Schönste, was in der Welt zu sehen ist!" Das habe ich unzählige Male von Seelen und Reisenden gehört und wollte es niemals glauben; denn es gibt viele schöne Häfen in der Welt, und wenn man den Bosporus und den Golf von Neapel gesehen hat, so wird man in seinen Ausprüchen schon etwas verwöhnt. Und doch muß ich gestehen, daß die Einfahrt in Rio alles übertrroffen hat, was die schönste Phantasie erwarten konnte. Wie soll ich diese Einfahrt beschreiben? Woher die Worte nehmen, um das Zauberstück des Lichtes auf diesen blauen Wogen, auf diesem tausendfarbigen Grün der Bäume und Blättern wiederzugeben! Soll ich die verschiedenen Inseln der Reihe nach aufzählen? Das wäre leicht, doch was sagen die fremden Namen der Phantasie? Den Eindruck dieser stundenlangen Fahrt möchte ich beschreiben, diese Zauberfahrt zwischen zwei Reihen hoher Granitfelsen, deren steile Abhänge mit dem üppigsten Grün der tropischen Wälder bedeckt sind, — auf dem saphirblauen Wasser, das unter den Schlägen der Schraube in Milliarden von Diamantsternchen zerstiebt und eine glitzernd weiße Spur hinter dem Kiel unseres Dampfers läßt, — unter dieser Sonne, die alles liebevoll vergoldet! Die losende Berührung des leisen, warmen Windhauses möchte ich wiedergeben, der uns von den Ufern her einen schwachen Vanille-Duft auf das Deck trägt, die ungebildige Sehnsucht, das langerwartete Land endlich zu betreten, mittlingen lassen, kurz, all die verworrenen, süßen Gefühle schündern, die einen Passions-Reisenden, wie mich, aufregen, während das Schiff immer langamer sich dem Landungsplatz eines neuen, unbekannten und schönen Ortes nähert.

Ja, die Einfahrt in Rio ist allerdings das Schönste, was man sich denken kann. Hunderte von Schiffen beleben die Riesen-Bai, deren Größe man gar nicht genau überblickt, so zahlreich sind die herrlichen grünen Inseln, die wie künstlich arrangierte Decorations-Stücke den Blick des Vorbeifahrenden anziehen. Weiße Kirchtürme leuchten durch das grüne Blättermeer und dunkle Berggipfel schließen den Horizont ab, da, wo das entzückte Auge endlich das Ende der riesigen, amphitheatraisch aufsteigenden, blendend weißen Stadt erreicht. Dabei steigert das Gefühl der geheimnißvollen Gefahr, die hinter der Pracht dieser südlichen Schönens lauert, die aufgezogene Erwartung; die Erinnerung wird wach an den nie rastenden Tod, der in diesen prachtvollen Gärten als abgezehrtes Fieber-Gespenst herumwandeln soll und mit jedem Hauche der süßen Düfte dem bezauberten Menschen zugleich den Gift-Atheim des gelben Fiebers zusendet.

Die Seelen haben eine besondere Vorliebe, ihre Passagiere durch allerlei Geschichten graulich zu machen. Bei der geingten Windbö pflegen sie die unglaublichen Erzählungen von gesstrandeten Schiffen, Orkanen, Tsunamis u. s. w. aufzutischen, bei jedem brenzligen Geruch zählen sie gleich die Möglichkeiten und Vergnügungen eines hübschen, kleinen Schiffbrandes auf, und wenn das alles nicht wirkt, so malen sie wenigstens möglichst grell die Gefahren jenes Hafens aus, nach dem gerade gesteuert wird. So wurde auch bei uns seit Teneriffa nur noch vom gelben Fieber gesprochen, von den Schlangen, Scorpionen und sonstigen Annehmlichkeiten, die man in

Rio auf Schritt und Tritt finden dürfte, — sollte, — müßte! Auf ein paar mit den Seegewohnheiten wenig vertraute oder wenig mutige Freiengenossen machten solche Erzählungen so viel Eindruck, daß sie schon vierundzwanzig Stunden vor der Ankunft in Rio sich franz zu fühlen begannen und alle fünf Minuten nach dem Spiegel ließen, um zu sehen, ob sie auch nicht gelb geworden wären, was nach der Versicherung unseres liebenswürdigen Schiffsrates das erste Symptom des gelben Fiebers sein soll.

Der großartige Anblick des Zuderhutes und des Corcovado, der beiden Felsen, die den Golf von Rio dominieren, zerstreut aber selbst die Furcht vor dem gelben Fieber, und wahrscheinlich! — man könnte schon die weite Reise wagen, allein nur, um diese zauberhafte Scenerie zu sehen!

Rio selbst indefens gleicht ein bisschen jenen Damen, die auf den ersten Blick förmlich blenden, bei näherer Besichtigung aber viel weniger reizvoll erscheinen.

Für mich wenigstens begannen die Enttäuschungen gleich an dem Landungsplatz, als ich wohlgeplasterte, mit Gaslaternen, Anzeigen-Säulen, Seltnerwasser-Buden, fünfstufigen Häusern und sogar mit rothmütigen Dienstleuten ausgestattete Straßen erblickte. Du lieber Gott! Tout comme chez nous! Man konnte sich beinahe nach Hamburg verjezt glauben. Pferdebahnen rasselten nach allen Richtungen, comfortable Hotels standen an den Trottoiren, Schuhleute, jawohl, Schuhleute, bei der Hitze sogar in dunkeln, den unseren nicht unähnlichen Uniformen, beaufsichtigen alle Plätze. Wo bleibst du, Poëse des Unbekannten, des Exotischen! — Nur die Palmen- und Bananenblätter, die uns von überall her ansäbelten, und etwa noch die auf Schritt und Tritt uns begegnenden schwarzen Herren und Damen (deren es etwa 50 000 in Rio geben soll), trösteten ein wenig mein enttäuscht Herz. Wie hätte man auch nicht enttäuscht sein können! — Ich hoffte, eine exotische, felsige Stadt zu finden, mit Indianern oder doch wenigstens Insurgents, und fand eine riesige Metropole, nach Europa gewöhnlich in sehr übertriebener Gestalt gelangen. Auf den Schiffen, wo die Kranken nicht solirt werden können, muß ja das gelbe Fieber sich sehr rasch verbreiten, namentlich bei der Angst vor Ansteckung, die bei allen Epidemien der wirklich Bundesgenosse des Seuchen ist. In der Stadt Rio selbst aber, wo man an die Gefahr nicht mehr denkt als wir an die Möglichkeit, über Jahren zu werden, befällt das gelbe Fieber meistens nur die ärmeren Klassen, die in den humpfigen Vorstädten leben müssen, oder die unvorsichtigen Neu-Angeschwommenen, die, des tropischen Klimas ungewohnt, ihr europäisches Leben fortführen wollen und sich an gar zu vielen Seeleln, echter Bieres, — das Münchner Echo hat sich auch Brasiliens erobert — erkranken.

Was die zweite Plage Rios betrifft, nämlich das Gesamt-Inventar des tropischen Ungeziefer-Bestandes, so habe ich leider damit Bekanntheit schlechthin müssen, wenn auch, Gottlob, keine allzuame. Besonders die in's Zehnsache vergrößerten und ziemlich hässlichen Schwäne, hier *Molotash* genannt, trifft man selbst in den besten Hotels. Dann giebt's auch noch eine Art Motten, die einen wahnsinnig unheimlichen Appetit besitzen und in den wollenen Kleider im Ruhe-Löcher austreifen, und auch die abscheulichen *Talangas* (Tausendfüßer) machen den harmlosen Reisenden von Zeit zu Zeit ihren stets unerwünschten Besuch. Zum Glück sind an allen Betten Mosquito-Nette angebracht, die einem derlei lästiges Geändel wenigstens vom Leibe halten. Die gefährlichsten Feinde, wie Schlangen und Scorpione, giebt's in den gut gehaltenen, reinlichen Hotels selbstverständlich nicht, was auch die phantasiereichen Seelen oder selbst die allzu bessicherlichen Reisenden erzählen möchten. In den Gärten, namentlich in der Nähe der freien Felder, trifft man Schlangen dagegen ziemlich oft, und auch ich habe mehr als einmal verdächtige Bewegungen im Grase bemerkt und sogar hier und da einen dunkeln, langen Körper über den Weg gleiten sehen. Doch vor einer directen Berührung mit diesen brasiliensischen Urbewohnern hat mich mein Glück bewahrt. Allerdings sind acht Tage eine gar kurze Spanne Zeit, und ich gebe gern zu, daß ich nach einer so geringen Erfahrung noch kein Recht habe, die vollkommen Harmlosigkeit Rios in Bezug auf Schlangen zu beschwören.

Von den politischen Unruhen spürte man zur Zeit in Rio selbst noch wenig. Man las den letzten Roman Zolas, hörte, wie Signor Tamagno und Signora Kupfer-Berger die unvermeidliche *Cavalleria rusticana* sangen, und summerte sich mehr um jede neu angekommene hübsche Frau, denn um einen Sieg oder eine Niederlage der Insurgenten. Es blieb mir nichts weiter übrig, als dasselbe zu thun, da meine Zeit mir leider nicht erlaubte, in das Innere des Landes zu gehen und die *Insurrection* näher anzusehen. Heute hat die Hauptstadt des armen reichen Landes diese allerdings nahe genug!

Am letzten Abend meines Aufenthaltes machte ich in Begleitung einiger liebenswürdiger Hotel-Nachbarn einen Spaziergang durch die Straßen. Die Nacht war prachtvoll, der Vollmond erleuchtete alles taghell. Mein fundiger Begleiter führte mich abseits von dem europäischen Viertel durch winlige, mit Steinäulen umgebene Gäßchen, bis zu den halbden Feldern und Gärten auf den Berg-Abhängen. Der Mondchein zeichnete scharfe Schatten um jedes Blättchen festsam geformten Grases, in dem laut und melodisch allerlei unbekanntes Nachgewurm zirpte. Die über den Baum gütenden Bäume ließen in ein Büschel zackiger, eigenhümlicher Blätter aus. Wir stiegen schweigend immer höher. „Nun sehen Sie sich um,“ sagte mein Gefährte endlich zu mir. Ich that es und blieb wie verzaubert stehen. Die Stadt mit ihren zahllosen Häusern, Straßen und Plätzen lag da, in helles Licht getaucht. Die kleinsten Details zeichneten sich scharf ab in der reinen Nachluft. Die grauflorige Fläche des Hafens erlichten regungslos, wie geschmolzenes Blei, nur hier und da plätscherte eine Welle empor und erglänzte sofort in greinem Metallschein. Auf dem dunklen Wasser lagen gleich riesigen Silberbüscheln die schlafenden Schiffe. Ihre Deckdielen schimmerten wie frischgefahner Schne. Und über allem wölbte sich der schwarzblaue Himmel mit den Myriaden verschwimmender Sternpunkten, mit den sanften Strahlen des südlichen Kreuzes, das anzusehen man nie müde wird. Eine tiefe Stille ringsum. Berge und Hügel schließen, von Mondchein umwoben und leicht und düstig erscheinend, wie zarte Nebelschwaden. Da plötzlich erhob sich weit, — weit unten eine einsame Rakte und plätschte in einer Garbe bunthärbiger Feuerfunken. Dann erklang in einem der schlafenden, mondcheinbellen Gärten der Ton einer Mandoline. Langsam stiegen fehnflüchtige Accorde in die laue Luft empor, und eine schöne Tenor-Stimme begann irgend etwas zu singen, so fehltsam fremdartig und süß wie die Landschaft um mich her.

Am anderen Tage um diese Stunde war ich auf offener See, — und drei Wochen später, während deren ich mein einziges Mal festen Boden berührten durfte, da wir als *Seucheverdächtige* überall unter Quarantäne gestellt wurden, traf ich in Hamburg ein. — Heute sage ich nun wieder in dem doch ein wenig nüchternen Berlin an meinem Schreibtische, aber das unvergleichlich schöne Bild jenes letzten Abends lebt immer noch in meiner Phantasie, und ich brauche nur die Augen zu schließen, um wieder den dunklen Hafen Rios zu erblicken, die mondcheinüberjogene, weiße Stadt und die schlafenden Gärten. Die linde Luft des Südens weht dann wieder um meine Stirn, und ich höre die schöne Stimme das fremdartige, süße Lied singen, dessen Worte mir unverständlich blieben, dessen Melodie aber in meinem Herzen fortlebt. — O, blauer Himmel der Tropen, werde ich dich je wiedersehen?!

sagen, und man kann den Weg nur im Wagen oder noch besser zu Pferde zurücklegen. Die drei großen Reservoirs liegen eines höher als das andere und sind alle von prächtigen Parkanlagen umgeben. Der Anblick dieser Kristallhallen, künstlichen Seen mit ihren politischen Granitfelsen ist wirklich bezaubernd. Der Weg geht durch dichte Baumgruppen, die angenehme Kühlung spenden, und aus denen rechts und links Vogelgegang und Insekten-Gesummie erzielt. Es war einer der schönsten Spazierritte, die ich in meinem Leben gemacht habe.

„Nun, und das gelbe Fieber und die Schlangen und die Scorpione? Haben Sie davon viel zu leiden gehabt?“ höre ich schon fragen. Zu meinem Bedauern oder zu meiner Freude — das hängt vom Standpunkte meiner Leser ab — muß ich gestehen, daß ich mit keiner einzigen schreckenregenden oder rührenden Geschichte über diese Dinge dienen kann. Vom gelben Fieber habe ich nichts gemerkt, obwohl an unserer Hotel-Tafel ein Herr saß, der drei Monate daran gekrankt hatte, sich aber nun in voller Beseelung befand. Alle Rio-Janeirensen sagten mir, daß die Seuchen-Nachrichten nach Europa gewöhnlich in sehr übertriebener Gestalt gelangen. Auf den Schiffen, wo die Kranken nicht solirt werden können, muß ja das gelbe Fieber sich sehr rasch verbreiten, namentlich bei der Angst vor Ansteckung, die bei allen Epidemien der wirklich Bundesgenosse des Seuchen ist. In der Stadt Rio selbst aber, wo man an die Gefahr nicht mehr denkt als wir an die Möglichkeit, über Jahren zu werden, befällt das gelbe Fieber meistens nur die ärmeren Klassen, die in den humpfigen Vorstädten leben müssen, oder die unvorsichtigen Neu-Angeschwommenen, die, des tropischen Klimas ungewohnt, ihr europäisches Leben fortführen wollen und sich an gar zu vielen Seeleln, echter Bieres, — das Münchner Echo hat sich auch Brasiliens erobert — erkranken.

Was die zweite Plage Rios betrifft, nämlich das Gesamt-Inventar des tropischen Ungeziefer-Bestandes, so habe ich leider damit Bekanntheit schlechthin müssen, wenn auch, Gottlob, keine allzuame. Besonders die in's Zehnsache vergrößerten und ziemlich hässlichen Schwäne, hier *Molotash* genannt, trifft man selbst in den besten Hotels. Dann giebt's auch noch eine Art Motten, die einen wahnsinnig unheimlichen Appetit besitzen und in den wollenen Kleider im Ruhe-Löcher austreifen, und auch die abscheulichen *Talangas* (Tausendfüßer) machen den harmlosen Reisenden von Zeit zu Zeit ihren stets unerwünschten Besuch. Zum Glück sind an allen Betten Mosquito-Nette angebracht, die einem derlei lästiges Geändel wenigstens vom Leibe halten. Die gefährlichsten Feinde, wie Schlangen und Scorpione, giebt's in den gut gehaltenen, reinlichen Hotels selbstverständlich nicht, was auch die phantasiereichen Seelen oder selbst die allzu bessicherlichen Reisenden erzählen möchten. In den Gärten, namentlich in der Nähe der freien Felder, trifft man Schlangen dagegen ziemlich oft, und auch ich habe mehr als einmal verdächtige Bewegungen im Grase bemerkt und sogar hier und da einen dunklen, langen Körper über den Weg gleiten sehen. Doch vor einer directen Berührung mit diesen brasiliensischen Urbewohnern hat mich mein Glück bewahrt. Allerdings sind acht Tage eine gar kurze Spanne Zeit, und ich gebe gern zu, daß ich nach einer so geringen Erfahrung noch kein Recht habe, die vollkommen Harmlosigkeit Rios in Bezug auf Schlangen zu beschwören.

Von den politischen Unruhen spürte man zur Zeit in Rio selbst noch wenig. Man las den letzten Roman Zolas, hörte, wie Signor Tamagno und Signora Kupfer-Berger die unvermeidliche *Cavalleria rusticana* sangen, und summerte sich mehr um jede neu angekommene hübsche Frau, denn um einen Sieg oder eine Niederlage der Insurgenten. Es blieb mir nichts weiter übrig, als dasselbe zu thun, da meine Zeit mir leider nicht erlaubte, in das Innere des Landes zu gehen und die *Insurrection* näher anzusehen. Heute hat die Hauptstadt des armen reichen Landes diese allerdings nahe genug!

Am letzten Abend meines Aufenthaltes machte ich in Begleitung einiger liebenswürdiger Hotel-Nachbarn einen Spaziergang durch die Straßen. Die Nacht war prachtvoll, der Vollmond erleuchtete alles taghell. Mein fundiger Begleiter führte mich abseits von dem europäischen Viertel durch winlige, mit Steinäulen umgebene Gäßchen, bis zu den halbden Feldern und Gärten auf den Berg-Abhängen. Der Mondchein zeichnete scharfe Schatten um jedes Blättchen festsam geformten Grases, in dem laut und melodisch allerlei unbekanntes Nachgewurm zirpte. Die über den Baum gütenden Bäume ließen in ein Büschel zackiger, eigenhümlicher Blätter aus. Wir stiegen schweigend immer höher. „Nun sehen Sie sich um,“ sagte mein Gefährte endlich zu mir. Ich that es und blieb wie verzaubert stehen. Die Stadt mit ihren zahllosen Häusern, Straßen und Plätzen lag da, in helles Licht getaucht. Die kleinsten Details zeichneten sich scharf ab in der reinen Nachluft. Die grauflorige Fläche des Hafens erlichten regungslos, wie geschmolzenes Blei, nur hier und da plätscherte eine Welle empor und erglänzte sofort in greinem Metallschein. Auf dem dunklen Wasser lagen gleich riesigen Silberbüscheln die schlafenden Schiffe. Ihre Deckdielen schimmerten wie frischgefahner Schne. Und über allem wölbte sich der schwarzblaue Himmel mit den Myriaden verschwimmender Sternpunkten, mit den sanften Strahlen des südlichen Kreuzes, das anzusehen man nie müde wird. Eine tiefe Stille ringsum. Berge und Hügel schließen, von Mondchein umwoben und leicht und düstig erscheinend, wie zarte Nebelschwaden. Da plötzlich erhob sich weit, — weit unten eine einsame Rakte und plätschte in einer Garbe bunthärbiger Feuerfunken. Dann erklang in einem der schlafenden, mondcheinbellen Gärten der Ton einer Mandoline. Langsam stiegen fehnflüchtige Accorde in die laue Luft empor, und eine schöne Tenor-Stimme begann irgend etwas zu singen, so fehltsam fremdartig und süß wie die Landschaft um mich her.

Am anderen Tage um diese Stunde war ich auf offener See, — und drei Wochen später, während deren ich mein einziges Mal festen Boden berührten durfte, da wir als *Seucherverdächtige* überall unter Quarantäne gestellt wurden, traf ich in Hamburg ein. — Heute sage ich nun wieder in dem doch ein wenig nüchternen Berlin an meinem Schreibtische, aber das unvergleichlich schöne Bild jenes letzten Abends lebt immer noch in meiner Phantasie, und ich brauche nur die Augen zu schließen, um wieder den dunklen Hafen Rios zu erblicken, die mondcheinüberjogene, weiße Stadt und die schlafenden Gärten. Die linde Luft des Südens weht dann wieder um meine Stirn, und ich höre die schöne Stimme das fremdartige, süße Lied singen, dessen Worte mir unverständlich blieben, dessen Melodie aber in meinem Herzen fortlebt. — O, blauer Himmel der Tropen, werde ich dich je wiedersehen?!

Nachdruck verboten.

## Hans von Bülow.

Von Richard Schott.

**H**er einmal Zeuge der Begeisterung gewesen ist, in der die Hörerschaft jedesmal entflammt, so oft Hans von Bülow am Dirigenten-Pulte die Werke großer Meister in bis dahin ungeahnter Vollkommenheit ersiehen ließ, der kennt die Größe des Verlustes, den die deutsche Musik durch das Hinscheiden dieses merkwürdigen, genialen Mannes erlitten hat. Bülow selbst hat seine Bedeutung als Dirigent und Clavier-Spieler am tiefendienst charakterisiert, als er für den künstlerischen Vortrag die drei Forderungen aussetzte: Erstens objectiv correct, zweitens objectiv schön und drittens subjectiv interessant. Kein Kapellmeister, kein Virtuose ist diesen drei Forderungen jemals in so hohem Maße gerecht geworden wie er selbst. Objective Correctheit und auch objective Schönheit haben zwar nichts als Vorbedingung für eine gute Interpretation gegolten, die eigenartige Erfüllung der letzteren aber machte Bülow erst zu dem unvergleichlichen Meister, der durch ureigenste Kraft die Hörer mit sich fortzog. Aus sich heraus gab er wieder, was er ganz sich zu eigen gemacht hatte, und was die Componisten im tiefsinnigen Inneren ihres Herzens empfunden hatten, das glaubte man zu erleben, wenn man von ihm ihre Werke wiedergeben hörte. Es schien immer, als improvisire Bülow, wenn er die gewaltigsten Tonmassen gleichsam spielend beherrschte und sie in jedem Augenblide zu dem gefügigsten Ausdrucksmittele seiner Gedanken und Empfindungen mache. Selbst die mitwirkenden Musiker hatten oft diesen Eindruck, denn Bülow benutzte nie, sogar bei den Proben nicht, eine Partitur. Wie er stets auswendig spielte, sobald er am Clavire ja, so dirigirte er auch auswendig. Am meisten Bewunderung erregte er hierdurch bei der ersten Aufführung von Wagner's bis dahin für unaufführbar gehaltenem Musik-Drama „Tristan und Isolde“ in München. Die einzelnen Orchester-Mitglieder wußten sich kaum in ihrer eigenen Stimme zurecht zu finden, und ihr Dirigent leitete schon die erste Probe ohne Partitur! Aber auch nur auf diese Weise wurde es Bülow möglich, subjectiv interessant zu spielen, ohne dabei die objective Correctheit aus dem Auge zu verlieren. Nur so konnte es ihm gelingen, den Werken, die er interpretierte, den Stempel seiner eigenen künstlerischen Persönlichkeit aufzudrücken, ohne ihnen auch nur im mindesten Gewalt anzutun. Wie groß aber dann sein Zauber war, das zeigte am deutlichsten das Verhalten seiner Gegner, die sich immer und immer wieder bewundernd zu ihm hinzogen fühlten, obwohl sie oft allen Grund besaßen, ihm seiner persönlichen Schrödigkeit halber zu grollen. Ganz charakteristisch ist in dieser Hinsicht der Conflict, den Bülow noch in letzter Zeit mit dem Berliner Publicum hatte. Der durch das politische Verhalten der Berliner in seinem innersten patriotischen Fühlen verlebte Künstler bezeugte dem Auditorium damals seine tiefe Verachtung dadurch, daß er nach einer recht deutlichen Ansprache zum Schlusse eines Concertes in der Philharmonie sich mit dem Taschentuch den Staub von den Füßen wischte. Und dasselbe Publicum begrüßte ihn an der nämlichen Stelle kaum ein Jahr darauf mit unbeschreiblichem Jubel! Allerdings war man an derartige Bereicherungen bei dem nervösen Manne nicht in Berlin allein schon gewöhnt. So überraschte er einmal die Prager mit einer Philippala in tschechischer Sprache, und in Wien rief er, als ein Theil des Publicums noch vor Schluss des Concertes von den Szenen auffand, mit dröhrender Stimme in den Saal: „Unmusikalisches Gesindel!“ worauf er sich sammelte dem Orchester entfernte, ohne das letzte Stück des Programms zu Ende zu spielen. Aber all diese Aufwallungen entsprangen nur der Begeisterung, namentlich für seine Kunst, der er mit unbegrenzter Hingabe sein ganzes Dasein gewidmet hat. Wie er das für unmöglich Gehaltene durch Energie möglich machte, so verlangte er auch bei seinen Meisterspielen und seinem Publicum die höchste Anspannung aller geistigen Kräfte und war empört, wenn es diesen nicht so damit gelingen wollte wie ihm. Recht bezeichnend für seine gewaltige Willenskraft ist es, daß er ein auch technisch so hervorragender Pianist werden konnte, obwohl seine auffallend kleine Hand eine so geringe Spannweite besaß, daß er, als er im Jahre 1851 nach Weimar kam, um bei Liszt zu studiren, nicht einmal eine Octave zu greifen vermochte. Bülow war übrigens schon früher, zuerst als sechzehnjähriger Gymnasiast in Stuttgart, als Clavier-Spieler aufgetreten, und auch als Dirigent hatte er sich bereits mit Erfolg versucht, da Richard Wagner, bei dem er längere Zeit in Zürich verweilte, seine schnell erkannte Begabung gern zur Einstudirung von Opern-Vorstellungen verwendete. — Die Angaben über die äußeren Lebensschicksale Dr. Hans Guido von Bülow's dürften zu bekannt sein, als daß sie an dieser Stelle eingehender erörtert zu werden brauchten. 1853 ließ er sich in Berlin nieder, um als Lehrer am Stern'schen Conservatorium thätig zu sein. Hier vermählte er sich 1857 mit Liszt's Tochter Cosima, die später die Gattin Wagner's werden sollte, und wurde 1858 zum preußischen Hof-Pianisten ernannt. 1865 berief Wagner ihn nach München, als aber 1869 die Katastrophe in Bülow's Häuslichkeit eintrat, zog dieser sich für mehrere Jahre ganz vom öffentlichen Leben zurück, um in Florenz seinen Studien zu leben. Erst 1878 gelang es Hans von Bülow, ihn zur Übernahme der Hof-Kapellmeister-Stelle in Hannover zu bewegen, die er schon zwei Jahre darauf mit dem Amt eines Intendanten der Hofmusik in Weiningen vertauschte. Hier leitete Bülow so recht eigentlich den großartigen Aufschwung ein, den die reine Instrumental-Musik unter seinem Einfluß in letzter Zeit genommen hat. Vollenden sollte er sein Werk dann in Hamburg und Berlin, wo er seit 1888 abwechselnd lebte, um die philharmonischen Concerte zu dirigieren. — Nun hat ein Nieren- und Nervenleiden am 12. Februar in Kairo, wohin der 64-jährige fröntelnde Meister mit seiner zweiten Gattin, der ehemaligen meinungischen Hof-Schauspielerin Schanzer zur Erholung gereist war, diesem vielbewegten, erfolgreichen Leben ein Ziel gezeigt; aber mit der letzten großen Periode in der Geschichte der deutschen Musik wird der Name Hans von Bülow's für alle Zeiten auf das innigste verknüpft bleiben.

Nachdruck verboten.

## Träumereien am Herde.

Zu dem Bilde von Otto Kirberg. — Siehe Seite 41.

Die Winter-Nachmittags-Sonne scheint freundlich in das gleichzeitig als Wohnraum und Küche dienende behagliche Gemach. Frau Greta Dewenter sitzt dicht am Herde: die Sonnenstrahlen werken ihr Licht auf die blauweißen Wandstiesen, auf den rothen, gelbgestreiften Vorhang des Wandstrahlens, und siehnen sich über das Gesicht der jungen Frau, deren seine, rosige Haut noch zarter und mädchenerhaber erscheinen läßt.

In einer Nachdenklichkeit schaut Frau Greta auf ihre steigenden Hände. — Die Nacht war wieder schrecklich! Auf der Büttersee sind drei große Schiffe untergegangen. Jetzt aber ist alles wieder ruhig geworden; und so mitten drin im lieben Sonnenschein ist einem anders zu Mut als in den dunkeln, trostlosen Nächten.

Das Strickzeug sinkt in den Schoß, und Frau Gretas helle Augen scheinen weit aus dem stillen Heim dorthin zu schweifen, wo eine Brigg mit blau-weiß-rother Flagge die Gluthen des indischen Oceans durchschneidet.

Großer Gott, wenn mein letzter Schritt erst draußen auf den



Hans von Bülow. † d. 12. Febr. 1894.

Nach einer Photographie von Hof-Photograph G. Brasch, Berlin.

Dießen hält, wenn sie erst wieder an seiner starken Brust liegt! — Dann wird sie ihn pflegen und hüten wie ihren Augapfel, dann ist wieder das Paradies im Hause, bis, — bis —. Sie blickt seitwärts; ein Ruck an dem Wollfaden macht sie darauf aufmerksam, daß ihr Lätzchen, ihre einzige Gesellschaft, sich ein wenig mit ihr unterhalten möchte.

Liebenvoll sieht sie dem Thierchen zu, daß, auf seinem weichpelzten Rücken liegend und behaglich schnurrend, täppische Schläge nach dem Faden führt, den es mit runden, scharfen Krallen zeitweilig festhält.

Nein, Frau Greta weiß es bestimmt, so schlimm wie dieses erste Mal wird es nicht wieder werden, wenn er abermals seiner Pflicht gehorchen muss.

Nein, nein! Ein glückliches, hoffnungsfrohes Lächeln umspielt ihren halbgeschlossenen, frischen Mund. Sie wird nicht mehr so allein, so ganz allein sein!

In freudiger Bewegung hebt sie den Faden; ein Schlag der Krallen, es ruht, und stramm wird er festgehalten, als ob er nicht wieder freigegeben werden sollte.

„Schem!“ flüstert Frau Greta. „So wie deine dummen Krallen werden es die ganz kleinen Fingerchen dann auch machen!“

J. B.

Nachdruck verboten.

## Im Alsethal.

Zu dem Bilde von A. Müller-Kurzwelly. — Siehe Seite 44.

Waldeinsamkeit mit rauschendem Quellwasser, mit geheimnisvollem Dämmer und den durch's Gezweige freischeinenden Lichtern ist immer ein dankbares Thema für den Maler sowohl wie für den Poeten. Zumal erhöht sich dieser Reiz auf das Gemüth noch in den Extremen der Jahreszeit, beim ersten jungfräulichen Maiengrün, und wenn der Herbst seine Farbensäule in Königlicher Pracht über die Wipfel geht. Müller-Kurzwelly hat sich in unserem heutigen Bilde die leichtere Stimmung gewählt und führt als fundiger Meister den Beschauer im Geiste in das liebliche Alsethal. Jeder, der den Nordharz bereist hat, kennt es. Die vielbefeuerte Alte entspringt etwa 1000 Meter hoch am Schneeloch und schaumt von dort in lustigen, übermäßigen Sprüngen in's Thal hinunter. Der ganze Lauf des Flüßchens innerhalb des Gebirges, seine Fälle und der sich senkrecht emporreichende Altenstein, in dem die Prinzessin Ilse ihre Schäpe behüten soll, das gehört mit zu dem Schönsten, was der Harz bietet. Auf unserem Bilde schauen wir eine idyllische, keine wilde Partie; eine die so recht zur poetischen Sammlung geschaffen ist. Unwillkürlich wird man von dem Verlangen erfaßt, sich dort im Moose an den Quellenrand zu lagern, die tierisch und schon heranhuschenden, rothbrunnen Eichhörnchen zu beobachten und wehmüthig

die Blätter in das Gewässer lautlos hinabrieseln und davonwirbeln zu sehen, wobei man ein sehnhaftes, räthselhaftes Ahnen, Entzücken an unserer Erdenwelt und gleichzeitiges Sehnen nach einer anderen empfindet.

2. L.



## Fragen.

**Fortbildung.** — Welche Werke eignen sich für ein junges Mädchen zum Selbst-Studium von deutscher Kunst- und Literatur-Geschichte?

Abonnement in Ungarn.

**Politik und Frauen.** — Ist es überflüssig, daß junge Mädchen sich Politik interessieren? Um Antwort bitten

Eine Patriotin.

## Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

**Erziehung (40).** — Lieber Ihre Frage ließe sich ein bisschen ausstreben, zudem ist sie ohne genaue Kenntniß der Verhältnisse kaum befriedigend zu beantworten. Allgemein sei kurz folgend angebietet: Wir halten die Erziehung außerhalb des Hauses immer nur für einen Notbehelf. Zur Entwicklung des Verstandes, zum späteren Fortkommen, auch für die Fähigung des Charakters kann eine gemeinsame, öffentliche Erziehung der Kinder oft von Vorteile sein, aber leicht wird das Einzelne, Einzelblondie anzuregen werden und das Individuum wird verflümmern. Die Ausbildung des Gemüths soll allerdings nicht auf Kosten derjenigen des Verstandes geschehen, allenfalls sie bleibt: die vornehmste Aufgabe. Aus dem Gemüthe entspringt die Gestaltung, der wahre Werth des Menschen für seine Mitmenschen, und es ist ganz unmöglich, daß die Freude der Freude außerhalb der normalen Familie eine so warme sein kann wie innerhalb. Geben Sie Ihren Kindern einen so reichen Thrap von vernunftgemäßer Liebe auf den Lebensweg mit, als Sie irgend können, und je später Sie sich von ihm zu trennen brauchen, desto mehr wird er dann bereit sein. Noch auf ein praktisches Bedenken möchte ich Sie verweisen: Eine frühzeitig auf einen bestimmten Beruf zielende Erziehung verursacht nicht selten, wenn es mit diesem einen Beruf später nicht geht, den Schändlichkeit für das ganze Leben. Unsere unumgängliche Antwort würde also lauten: Behalten Sie Ihren Sohn im Hause, solange nicht zwingende Gegebenheiten vorliegen.

**Phrenetisch (40).** — Richtiger so geschrieben als Phrenetisch, kommt aus dem Griechischen, und zwar von Phren, ursprünglich Gwerbell, dann Sinn, Geist, Gemüth, Verstand. Hiervon ist das Wort Phrenese oder Phrenitis abgeleitet: Die Hirnentzündung, Narcolese, der Wahnsinn. Phrenetisch heißt also Hirnentzündung, verloren, tobend, zwergfellschütternd.

**Frau A. H., Charlottenburg.** — Frau M. G., Pillen. — Fr. v. Be., Oden, u. a. — Die Theilnahme, die Sie der Frau der so unglücklichen jungen Braut gewidmet haben, ist uns sehr. Leider gebricht es an Raum zur Veröffentlichung der verschiedenen, treffenden Zuschriften.

**Fräulein A., Potsdam.** — Wollen Sie bei Anfragen, bitte, Ihre Adresse angeben. Manches läßt sich eben nicht öffentlich beantworten, und der unbekannte Fragesteller bleibt dann eventuell ohne Nachricht. Man sollte der Stelle, von der man Antwort wünscht, doch auch ein klein wenig Vertrauen zeigen, nicht wahr? Ein Mißbrauch ist ganz ausgeschlossen, kein Name wird ohne Erwähnung hierzu öffentlich genannt.

**Baronin A., Steier.** — Graf-Math ist ein Dänenmark für bilden Staatsbeamte, Professoren, Groß-Kaufleute u. c. gebrauchlicher Titel, wenn der persönliche Adel verbunden ist. Die Töchter eines Graf-Math können oder könnten in gewissen adeligen Damenstiften, z. B. in Semper auf Seeland, eingetauft werden. Wenn sie nicht in diesen sogenannten Klöstern, wo ihnen alles Mögliche, sogar Equipage, zur Verfügung steht, wollen, besleben sie ein Jahresgehalt, das mit der erlöschenden Zeit der vor ihnen eingetauften Großen (Gräfin) wächst. Mit der Heirat an der Anspruch an das Kloster fort. Die holsteinischen Adel-Preez, welche sind nur den Damen der holsteinischen Ritterkasten zugänglich.

**A. L. Groß-Hessellohe.** — Feuerwehren, die das Fahrzeug benutzen, gibt es z. B. in Belgien.

**Frau G., Warschau.** — Darmstadt ist ein ganz geeigneter Ort für Sie. Die Ausflüge in die zum Theil sehr schöne Umgegend bieten viele Wechsel.

**Sport-Freundin, Groß-Warden.** — Die Fechterinnen, die Circus Schumann ihre Kunst zeigen, waren die Geschwister Ferro. Wahrscheinlich ist es nicht sein, sie abzuführen, denn sie sind kräftig gebaut, wohl ausgebildet und führen das italienische Fleuret und den spanischen Dolch, den Krummsäbel wie den harmlosen Schläger, das es nur so ein Art hat. Einander sind die Damen ziemlich gewachsen; das eine Mal ist hübsch ein „Stötter“, das andere Mal drüb. Am leidenschaftlich geht es bei dem Angriffe mit dem spanischen Dolche zu. Die Fechterinnen sind, ihren Vorführungen entsprechend, in ein dunkelgrünes Band gekleidet, das bis zu den Knieen reicht und in der Taille durch naturlederartigen Gürt geschnürt.

**J. v. S., Brandenburg.** — Die an ein Mitglied der Familie Deinheim zu Mühlhausen in Spuren verheirathet gewesene Margarete Luther war eine Tochter des Reformators. In der Mühlhäuser Kirche hängt ihr aufgezeichnetes, in ihrem 23. Lebensjahr von Lucas Cranach gemaltes Porträt.

**Hertha M., Agram.** — In Wien ging man mit dem Versuche in eine künstliche, bei jeder Temperatur benutzbare Eisbahn nach Art derjenigen der Rue de la Loi in Paris in's Leben zu rufen.

**Frau v. H., Angolstadt.** — Die Sti-Läufer (Schneeschuh-Läufer) haben die Depthaler Alpen am Hochjoch, aber — ohne Schneeschuhe, überschritten. Fünf Herren begeisterten sich an der schwierigen, dicke Stoff nicht gelöschten Aufgabe. — Der Laufschlitten-Sport ist im letzten Winter auch in der Berliner Umgebung geübt worden.

**Hortense v. B., Igau.** — Rossegger hatte schon im August 1893 öffentliche Feier seines fünfzigsten Geburtstages (18. September) abgelehnt. Der Dichter schrieb damals seinen Freunden: „Um Rossegger-Feier“ wollen wir etw. nach dreißig Jahren begehen, dann bis dahin mit mir noch zufrieden sein solltet.“